



Berlin, den 17. Dezember 1898.

Adventisten.

Ueber den Kanal und aus dem wachsenden Weltreich des Sternennanners klingen seit ein paar Tagen Jubelgesänge ins deutsche Land. So süß tönt die Weise, als wäre nach langer, der bangen Sorge unendlich scheinender Winternacht mit der Morgenfrühe der Lenz eingezogen, der Menschheit beglückter, und hätte mit lindem Wehen die dräuenden Wolken und dunklen Schreckgespenster für immer verjagt. Naht dem alten Traum der angelsächsischen Adventisten nun die Erfüllung? Dürfen die heute Lebenden hoffen, aus irdisch befangenem Auge den Beginn des Tausendjährigen Reiches zu sehen, dem vielleicht schon dieser Advent als fröhliche, selige Vereitungszeit dient? Fast scheint es so; denn die Jubelgesänge haben in der Weihnachtstruhe des protestantischen Deutschlands ein lautes Echo geweckt, neue Evangelisten verkünden auf Holzpapier täglich den Anbruch einer beglückenden Weltwende und von den Gebietenden — die manchmal freilich nur mit Gebietergeste einem höheren Willen gehorchen — wird das Bild unserer politischen Lage in rosigen Festfarben gemalt. Neben dem gesänftigten Leun wird auf fruchtbaren Weideplätzen nächstens das Lamm friedlich grasen, vom Himmel wird Manna herniederregnen und der Wirte von Dennewitz wird seinen frommen Lieblingen vom starken Germanenstamm eine Bescherung rüsten, wie seit den Tagen der Chiliasten kaum je ein Menschenhirn sie in so strahlender Fülle zu träumen wagte. Ein nüchterner, erfahrener Mann, der seine Worte klug zu wägen und fein zu fügen weiß, Herr Bernhard von Bülow, Excellenz, hat den in den Wahlen zu politischer Erkenntniß des Guten und Bösen Geweihten mitgetheilt, wie vortrefflich es dem Deutschen Reich heutzutage ergeht. Der Dreibund besteht in alter Pracht und wird, wie er war

und ist, weiterbestehen. Des Kaisers von Mörglern bekrittelte Fahrt ins Heilige Land hat ringsum dem deutschen Ansehen zu alten neue Stützen geschaffen. Mit allen Großmächten verbindet uns feste Freundschaft, kein Wölkchen zeigt sich am Horizont und zum ersten Male ergiebt sich jetzt die Möglichkeit, die Intimität des Verhältnisses zum Britenreich inniger zu gestalten, ohne dadurch doch die guten Beziehungen zu anderen Staaten zu stören. Unbächtig lauschte der holden Botschaft das nicht beim Bier beschäftigte Volk; und die liberalen Greise, die in ihrem Mannesalter, in der für die deutsche Geschichte kritischen Epoche der sechziger Jahre, nicht laut genug wider die auswärtige Politik des elenden Russenknechtes Bismarck wettern konnten, singen nun in getragenen Tönen inbrünstig das Lob der neuen internationalen Reichspolitik, an der „auch von der entschiedenen Opposition nicht das Geringste auszusetzen sei“, und erklären, Herr von Bülow sei vollen Vertrauens eben so würdig wie weiland Herr Marschall von Bieberstein. In diesem freundlichen Urtheil treffen sie wieder einmal mit den Engländern zusammen, die auch von der vorläufig letzten Wendung der deutschen Politik sehr befriedigt sind und ohne Ermatten durch den Kanalnebel rufen, dem Weltfrieden sei eine neue, felsenfeste Bürgschaft gesichert, wenn zwischen Britannien, den Vereinigten Staaten und dem Deutschen Reich das Freundschaftsband enger geknüpft werden könne. Michel hat Glück: der liebe Vetter John Bull und der gute Onkel Sam sorgen, zärtlich vereint, für sein Wohl. Noch wird die Herrlichkeit der erhofften Bescherung ihm zwar verborgen; aber selbst die artigsten Kinder dürfen ja, ehe nicht die Weihnacht dämmert, das Gabenzimmer nicht betreten und müssen sich mit dem Wonne verheißenden Duft von Tannennadeln, schmelzendem Wachs und Pfefferkuchen trösten, bis die Feiertunde geschlagen hat. Diesen Kindertrost bieten den Deutschen jetzt die säuberlich gesammelten Spruchweisheiten der englischen und der amerikanischen Presse. Ueber den Kanal und aus dem wachsenden Weltreich des Sternenbanners klingen Jubelgesänge in das deutsche Land. Und da die Sonne warm, als lebten wir nicht im dunkelsten Wintermonat, auf die grünen Christbäume niederschien, konnte leicht auch in gläubigen Herzen die Märchenhoffnung auf einen ewigen Lenz erwachen.

... Der böse Bismarck stirbt, wie ers lebend so oft that, auch nach seinem Tode noch dem Volke, das ihn ertrug, die Feiertagsfreude. In seinen „Gedanken und Erinnerungen“ liest man die Sätze: „Die internationale Politik ist ein flüssiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprüng-

lichen Aggregatzustand zurückfällt. Die *clausula rebus sic stantibus* wird bei Saatsverträgen, die Leistungen bedingen, stillschweigend angenommen. Der Dreibund ist eine strategische Stellung, die angesichts der zur Zeit seines Abschlusses drohenden Gefahren rathsam und unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war. Er ist von Zeit zu Zeit verlängert worden und es mag gelingen, ihn weiter zu verlängern; aber ewige Dauer ist keinem Vertrage zwischen Großmächten gesichert und es wäre unweise, ihn als sichere Grundlage für alle Möglichkeiten betrachten zu wollen, durch die in Zukunft die Verhältnisse, Bedürfnisse und Stimmungen verändert werden können, unter denen er zu Stande gebracht wurde. Er hat die Bedeutung einer strategischen Stellungnahme in der europäischen Politik nach Maßgabe ihrer Lage zur Zeit des Abschlusses; aber ein für jeden Wechsel haltbares, ewiges Fundament bildet er für alle Zukunft eben so wenig wie viele frühere Tripel- und Quadrupel-Alliancen der letzten Jahrhunderte und insbesondere die Heilige Alliance und der Deutsche Bund. Er dispensirt nicht von dem *toujours en vedette!* Und im nächsten Kapitel heißt es: „Die Betheiligung Oesterreichs an der türkischen Erbschaft wird nur im Einverständniß mit Rußland geregelt werden und der österreichische Antheil wird um so größer ausfallen, je mehr man in Wien zu warten und die russische Politik zu ermuthigen weiß, eine weiter vorgeschobene Stellung einzunehmen... Das Feld, auf dem Rußland Anerbietungen machen könnte, ist ein sehr weites, nicht nur im Orient auf Kosten der Pforte, sondern auch in Deutschland auf unsere Kosten. Die Zuverlässigkeit unseres Bündnisses mit Oesterreich-Ungarn gegenüber solchen Versuchungen wird nicht allein von dem Buchstaben der Verabredung, sondern auch einigermaßen von dem Charakter der Persönlichkeiten und von den politischen und konfessionellen Strömungen abhängen, die dann in Oesterreich leitend sein werden. Gelingt es der russischen Politik, Oesterreich zu gewinnen, so ist die Koalition des Siebenjährigen Krieges gegen uns fertig, denn Frankreich wird immer gegen uns zu haben sein, weil seine Interessen am Rhein gewichtiger sind als die im Orient und am Bosporus. Jedenfalls wird auch in der Zukunft nicht bloß kriegerische Rüstung, sondern auch ein richtiger politischer Blick dazu gehören, das deutsche Staatsschiff durch die Strömungen der Koalitionen zu steuern, denen wir nach unserer geographischen Lage und unserer Vorgeschichte ausgesetzt sind. Durch Liebeshändel und wirthschaftliche Trinkgelder für befreundete Mächte

werden wir den Gefahren, die im Schoß der Zukunft liegen, nicht vorbeugen, sondern die Begehrlichkeit unserer einstweiligen Freunde und ihre Rechnung auf unser Gefühl sorgenvoller Bedürftigkeit steigern... Dem Vortheil, den der deutschen Politik ihre Freiheit von direkten orientalischen Interessen gewährt, steht der Nachtheil der centralen und exponirten Lage des Deutschen Reiches mit seinen ausgedehnten Bertheidigungsfronten nach allen Seiten hin und die Leichtigkeit antideutscher Koalitionen gegenüber. Dabei ist Deutschland vielleicht die einzige große Macht in Europa, die durch keine Ziele, die nur durch siegreiche Kriege zu erreichen wären, in Versuchung geführt wird. Unser Interesse ist, den Frieden zu erhalten, während unsere kontinentalen Nachbarn ohne Ausnahme Wünsche haben, geheime oder amtlich bekannte, die nur durch Krieg zu erfüllen sind. Dem entsprechend müssen wir unsere Politik einrichten und uns durch keine Ungebuld, keine Gefälligkeit auf Kosten des Landes, keine Eitelkeit oder besfreundete Provokation vor der Zeit aus dem abwartenden Stadium in das handelnde drängen lassen; wenn nicht: *plectuntur Achivi.*"

Daß Rußland sich mit dem der Slavisirung verfallenen Oesterreich über die wichtigsten Lebensfragen verständigt hat, weiß jeder wache Politiker; und auch darüber sollte nirgends ein Zweifel bestehen, daß nicht an allen wichtigen Stellen der habsburgisch-lothringischen Monarchie die deutschen Aspirationen bestattet sind. Der Dreibund wurde geschlossen, um Rußland zu zeigen, daß dem Deutschen Reich sich auch andere Bündnißmöglichkeiten böten als die von Gortschakow und Katkow emsig unterminirte Erbfreundschaft; für Oesterreich ist dieser Bund, seit die Kaiser Franz Joseph und Nikolaus sich über die gemeinsame Richtung ihrer europäischen Politik geeinigt haben, werthlos geworden, -- und von der kriegerischen Kraft Italiens, dessen Wohlstand unter der läuderlichen Wirthschaft gewissenloser Leute mit jedem Monat mehr schwindet, kann im Ernst nicht die Rede sein. Die Zeit des Dreibundes ist dahin: man wird eine Weile noch von ihm sprechen, aber wir würden in kritischen Stunden auf seine Wirksamkeit vergebens rechnen. Die Gefahren, die der einsame Mann im Sachsenwald seiner künstlichen Schöpfung nahen sah, sind nicht in einem müßigen Hirn erdichtet und der Gedanke an die Koalition des Siebenjährigen Krieges kann nur flüchtigen Oberflächenbetrachtern thöricht erscheinen. Man mag darüber streiten, ob gerade jetzt der Versuch rathsam ist, das alte durch ein neues Bündniß zu ersetzen; der Frage aber, ob wir von England und Nordamerika, unseren wirthschaftlichen Konkurrenten, politisch Et-

was zu hoffen und zu gewinnen haben, wird Jeder, der von Bismarck Wägbares wägen gelernt hat, ohne lauges Ueberlegen die Antwort finden. Herr Joseph Chamberlain, den deutsche Zeitungsschreiber gern als einen hohlen Maulhelden vorführen, ist heute vielleicht der schlaueste unter den europäischen Staatsmännern; er entstammt der aufsteigenden Schicht der weltläufigen Industriellen, weiß, wie man auf fremden Märkten Geschäfte macht, und scheut die Kundenfängerpflicht nicht, einem Zahlungsfähigen, mit dem er abschließen möchte, schmeichelnd und streichelnd die Unterschrift abzulisten. Wenn dieser Geriebene jetzt Deutschland rühmt und in ein Bündniß mit Briten und Yankees hineinzulocken sucht, so ist er sicher, daß ihn, trotz Jameson und Krüger, der Instinkt seiner politisch längst reifen Landsleute versteht: gelingt es, die im Deutschen Reich ruhmvoll waltenden Herren zu bündigen Abmachungen zu drängen, dann ist der indische Besitz Englands auf Jahre hinaus gesichert und die Früchte des Sudanfeldzuges können gemächlich in Egypten gesammelt werden; und scheidert schließlich der Plan, dann hat man doch wenigstens Zeit gewonnen und kann inzwischen hoffen, mit dem Schreckbild der möglichen neuen Kombination Rußland und Frankreich zu fixiren. Sieht es im Lande Bismarcks wirklich erwachsene Menschen, die dieses Spiel nicht durchschauen, auf sabelhafte Bescherungen harren und vom Wonne verheißenden Duft der im verschlossenen Zimmer aufgestapelten Weihnachtsherrlichkeit sich in holde Märchenträume lullen lassen?

Mit sicherer Hand hat noch der machtlos alternde Bismarck den Weg vorgezeichnet, den in der nächsten Zukunft die deutsche Politik wandeln muß, wenn sie vor Schaden bewahrt bleiben und den Achäern des Joches Schwere ersparen will. Nicht wechselnde Kombinationen, heute Anglophobie und morgen Anglophilie, vorgestern überschwängliche Freundschaft mit Rußland und gestern Verbrüderung mit den Türken, können uns helfen; wir brauchen eine ruhige, von Nervosität und Hysterie freie Politik, die in der Fülle des Möglichen das Nothwendige klar erkannt hat und, ohne zu blinzeln, ihr Ziel fest im Auge behält. Dem Traum der Adventisten ward in der gemeinen Wirklichkeit der Dinge die Erfüllung bisher versagt und es wird nach menschlicher Voraussicht auch jetzt noch ein Weilchen währen, bis neben dem Lamm der Feu auf fruchtbarer Weide graßt. Dem Kindheitwahn Entwachsene erhoffen von der Bescherungstunde kein Wunder mehr und sie vergessen nie, mag die Sonne noch so warm auf die grünen Christbäume niederscheinen, daß die Adventzeit in den dunkelsten Wintermonat des Nordens fällt.

Jüdische Wirthschaftsgeschichte.

3. *) Von der ersten Besiedelung des Landes bis zur Spaltung des Reiches.

Das Land Kanaan, das sich das israelitische Volk eroberte, hatte eine Größe von etwa dreihundert Quadratmeilen. Der Küstenstrich, so weit er Häfen besaß, blieb in den Händen der handel treibenden Phönizier und Philister. Auch die Städte des Landes wurden noch lange von den ebenfalls handel treibenden Kanaanitern gehalten. Die Israeliten ergriffen das platte Land, das guten Boden hatte und reich war an Wasserbächen, Seen und Quellen, die in den Bergen und Thälern entsprangen, und das sich durch günstige klimatische Verhältnisse auszeichnete. Freilich war auch hier die Fruchtbarkeit keine freiwillige. Die Wüste fraß um sich, wo ihr nicht entgegengearbeitet wurde. Aber der Schweiß des Angesichtes that Wunder. Die terrassirten Berge waren mit Wein und Oliven bedeckt. Die Thäler und Ebenen trugen Weizen und Gerste in Fülle. Der reiche Pflanzenwuchs der Gebirge, des Baschan-Karmel u. s. w., machte die Viehzucht zu einer der einträglichsten Beschäftigungen. So winkte in dem Lande, da Milch und Honig floß, der unverdroffenen Arbeit reicher Lohn.

So, wie das Land von den Stämmen erobert wurde, ist es gleichmäßig unter die wehrfähigen Männer vertheilt worden. Die Kämpfe mit den Eingeborenen und gegen die feindlichen Nachbarvölker dauerten fast dreihundert Jahre. Trotzdem wird nur einmal in einer an kriegerischer Bedrängniß besonders reichen Zeit, in der Periode der Richter, von einer Hungersnoth im Lande berichtet. Sonst war die ökonomische Lage des Volkes, trotz allen Kämpfen, eine recht befriedigende. Immer wieder lehrten die in den Waffen geübten Bauern gern zum Pfluge zurück. Der Acker gab ihnen reichlich, was sie brauchten. Er gab ihnen sogar Ueberschüsse an Getreide, die sie gelegentlich zu guten Preisen verkauften. Das Volk erfreute sich unzweifelhaft eines gewissen Wohlstandes, von dem die prachtvollen Ruinen der hauranischen Ebene zeugen.

Als selbständige Handwerker werden in dieser Periode nur Töpfer und Schmiede erwähnt. Alle übrigen Bedürfnisse deckten sich die bäuerlichen Wirthschaftlichen Erzeugnisse scheinbar sogar Gegenstand des Handels gewesen zu sein. Denn es heißt von der israelitischen Hausfrau: „Sie suchet sich Wolle und Flach und arbeitet nach der Kunst ihrer Hände. Sie macht Hemden und verkauft sie und liefert Gürtel an die Kanaaniter.“ Der ganze Zwischenhandel ruhte so ausschließlich in den Händen der Kanaaniter, daß dieser Name allmählich mit dem Begriff „Krämer“ und „Krämervolk“ identisch wurde.

*) S. „Zukunft“ vom 10. Dezember 1898.

Die Sitten und Gebräuche waren einfach. Das Volk lebte gottesfürchtig und treu den Gesetzen. Die Steuern und Abgaben bestanden ausschließlich in Naturalleistungen. Arme und Reiche gab es nicht. Ein Jeder lebte unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum. König Saul kommt noch „hinter den Kindern vom Acker heim.“ David wird von dem Felde, wo er Schafe weidete, herbeigeholt, um zum König gesalbt zu werden. Und so sehr lebt dieses Volk im Geiste der mosaïschen Gesetze, daß Gideon, nachdem er die Madjaniter besiegt und reiche Beute an goldenen Ringen, Halsketten und Purpurgewändern gemacht hatte, aus dem Gold der Ringe dem Herrn ein Dankesdenkmal errichtete.

Diese Zustände und Verhältnisse beginnen sich langsam zu ändern mit der Einführung des Königthumes durch das Volk zum Zwecke der Beendigung seiner kriegerischen Bedrängniß. Samuel hat diese Entwicklung zutreffend vorausgesagt: „Der König wird Euch Eure Söhne nehmen zur Gefolgschaft seiner Würde, zum Ehrengelente zu Roß oder als Vorläufer zu Fuß, auch seine Aecker werden sie bestellen müssen und seinen Waffenvorrath anfertigen. Eure Töchter werden Vederbissen für seine Tafel bereiten müssen. Eure besten Felder wird er nehmen, um sie seinen Söhnen zu geben, und vom Ertrag des Bodens wird er den zehnten Theil nehmen, um seine Hofdiener und Verschnittenen zu lohnen. Eure schönsten Knechte und Mägde und Rinder wird er noch dazu nehmen und von Euren Kleinviehherden wird er sich den zehnten Theil geben lassen und Ihr Alle werdet Sklaven sein“ (1. Sam. 8 ff.). Sofort treffen aber diese Vorhersagungen nicht ein. Unter König Saul zeigen sich mehr die günstigen Wirkungen einer fester gegliederten geschlossenen Einheit des Volkes. Die siegreichen Kämpfe gegen die Feinde, namentlich gegen die Ammoniter, Amalekiter und Philister, mußten das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit des Volkes stärken. Auch blieb Saul den einfachen Verhältnissen, aus denen er hervorgegangen war, noch als König treu. Aber die reichen Kriegsbeuten an Gold und kostbaren Gewändern sichern schon in das Volk. Nach dem Tode Sauls sollen die Töchter Israels ihn beweinen, weil er sie „in Purpur und herrlichen Schmutz“ gekleidet habe.

Erster schon wird das Bild der volkswirtschaftlichen Entwicklung unter dem König David. In glücklichen Kämpfen gegen die feindlichen Nachbarländer dehnt er sein Reich bis ans westliche Meer und bis an den Euphrat und vom Fuße des Libanon bis ans Schilfmeer und gewinnt die Herrschaft über Damaskus, Elath und Eziongeber am Rothem Meer. Aber seine Wirtschaftspolitik gehörte nicht den Bauern und der Landwirtschaft, sondern den städtischen Interessen und namentlich der Hauptstadt Jerusalem. Ein großer Theil der Schätze, die in den glücklichen Kriegen erbeutet wurden, werden zwar für das in Jerusalem zu errichtende Nationalheiligthum reservirt,

aber König David gefällt sich doch auch selbst in der Rolle eines großen städtischen Baumeisters von Palästen. Durch die jährlichen Tributzahlungen der unterworfenen Völker mehrt sich der Silber- und Goldvorrath im Lande. Der phönizische König Hiram schickt David Bauleute und Baumaterialien. Bezahlt wurde dafür vom Lande Kanaan vor Allem mit Getreide. Die Weizen- und Gerstentmengen, die jetzt ausgeführt wurden, scheinen nicht unbedeutend gewesen zu sein. Schlegg schätzt diese jährliche Getreideausfuhr auf 6 Millionen Hektoliter im Werth von etwa 23 Millionen Mark. Die Bevölkerung der Städte und namentlich der Hauptstadt nahm rasch zu. Zahlreiche Hofleute und Krieger ließen sich in Jerusalem nieder. Größere israelitische Städte wurden Marktplätze für phönizische Handelsartikel. Aber damit zeigt sich auch sofort der bedenkliche Einfluß des Handels, namentlich auf die Broterverförgung des Volkes. Ohne Rücksicht auf Reserven für den Fall ungünstiger Erntejahre wird das letzte erlangbare Korn Getreide durch die Verlockungen des Geldes aufgekauft und exportirt. Die Strafe blieb nicht aus. Drei schlechte Ernten folgten einander und Israel wurde mitten im Frieden von einer schweren Hungersnoth heimgesucht. David, der vom Felde weg, wo er die Lämmer geweidet hatte, zum König gesalbt wurde, starb als großer Grundherr. Zur Verwaltung seines Domänenbesizes hatte er zwölf Intendanten. Und er hinterließ 3000 Talente in Gold.

Diese bedenklichen volkswirtschaftlichen Verschiebungen in Israel zu Gunsten der Alleinherrschaft des Geldes, die unter Saul mit ganz bescheidenen Anfängen begonnen und unter David schon einen bedenklichen Grad der Steigerung erreicht hatten, kommen unter dem jetzt folgenden König Salomo zu einer so vollständigen Durchbildung, daß damit der Höhepunkt der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes schon wesentlich überschritten wird. An modernen volkswirtschaftlichen Begriffen gemessen, war Salomo ein Merkantilist reinsten Wassers, und zwar von jener sozial bedenklichen Art, die den Reichtum des Regenten für den Reichtum des Volkes hält. Von Bestrebungen zur Hebung des häuerlichen Wohlstandes ist unter seinen wirtschaftspolitischen Maßnahmen kaum Etwas zu finden. Desto ausschließlicher war sein Streben auf Geld gerichtet.

Durch eine Heirath knüpft er mit dem ägyptischen Hofe Beziehungen an und wußte sich das höchst einträglische Handelsmonopol für ägyptische Rosse und Kriegswagen nach den Euphratländern zu sichern. Mit Hilfe seiner Freundschaft zu Hiram, dem König der Phönizier, baut und rüstet er eine Handelsflotte zu den berühmten Fahrten nach dem Goldland Ophir. Dazu kam der Tribut der unterworfenen Völker. Und endlich wurde auch die Steuerschraube im eigenen Lande immer kräftiger angezogen. Zu diesem Zwecke nahm er eine Neueintheilung des Landes in zwölf Kreise vor, an

deren Spitze er, zur Stenereintreibung, zwölf Satrapen stellte, deren Amt — natürlich auf Kosten des steuerzahlenden Volkes — so einträglich war, daß mehrere Schwiegeröhne des Königs damit betraut wurden. Die Steuern und Abgaben waren immer noch überwiegend Naturalabgaben. Die engen Beziehungen zum König Hiram boten ja eine günstige Gelegenheit, Getreide und Del in Gold zu verwandeln. Und wenn diese Naturallieferungen die Goldschulden bei Hiram nicht deckten, dann scheute sich auch Salomo nicht, ganz so wie seine merkantilistischen Kollegen am Ausgang unseres Mittelalters, eine Anzahl seiner Städte zu verlaufen. Salomo war also auch ein großer Getreidehändler. Um nun diesem Handel sowohl als auch der Versorgung der Städte eine festere Basis zu geben, errichtete er eine Reihe von staatlichen Getreidelagerhäusern. All diese reichen Einkünfte wurden von der glänzenden Hofhaltung und von den Prachtbauten Salomos verschlungen. Um aber dabei die Ausgaben für Arbeitslöhne auf ein Minimum herabzusetzen, wurden kurzer Hand die im Lande friedlich wohnenden Kanaaniter zu Staatsklaven erklärt. Davon wurden 80000 in den Steinbrüchen von Biblos beschäftigt, um beim Lampenlicht schwere Quadern aus dem Felsen zu hauen, und 70000 hoben die schweren Steine aus der Oeffnung der Steinbruchhöhle und schafften sie zum Bauplatz. Aber auch die Israeliten wurden zu Frohndienstern herangezogen und deshalb 30000 Mann wie zum Kriegsdienst ausgehoben, um Bauholz zu fällen und nach den königlichen Bauplätzen zu schaffen.

Zur Blüthe kam unter solchen Verhältnissen vor Allem der Handel, und zwar sowohl der Großhandel wie auch das Geschäft der Geldwechsler und Geldverleiher. In Jerusalem war jetzt eine ganze Junft von solchen phönizischen Händlern angesiedelt. Im Interesse des Handels hat auch Salomo das Münzwesen verbessert. Zur Blüthe kam ferner das Luxus- und Baugewerbe. Und wie immer in Zeiten großer Gründerthätigkeit, so steigen auch jetzt mit dem zunehmenden Luxus und mit dem Anwachsen der Geldgewinne die Preise der Produkte aller Art; deshalb repräsentirt die selbe Geldsumme einen immer geringeren Sachwerth. So erhielt vor Gründung des Königthums ein Priester für den Jahresdienst 10 Sckel Silber nebst Nahrung und Kleidung. Dagegen scheint Salomo den Hüttern seiner Weinberge einen Jahreslohn von 200 Silberfckel gezahlt zu haben, während der Preis für ein egyptisches Rog 150, für einen egyptischen Streitwagen 600 Silberfckel war. Wir haben es also jetzt mit völlig ausgebildeten geldwirthschaftlichen Verhältnissen zu thun, und zwar mit der Herrschaft des Goldes — „Silber wurde für nichts geachtet“. (3. Kön. 10, 21.)

Vom Standpunkt der mosaïschen Gesetzgebung war diese salomonische Wirthschaftspolitik eine grobe Verletzung der Gebote Gottes. Schon David,

noch mehr aber Salomo, hatte völlig mißachtet, daß es selbst dem Könige verboten ist, viel Gold und Silber anzusammeln. Auch die ursprüngliche Ackervertheilung wurde schon von David nicht unwesentlich verschoben, von Salomo aber fast völlig bei Seite gesetzt. Für die Feier des Jubeljahres findet sich unter den Königen kein Anhaltspunkt. Wohl aber ist die Ausbildung des königlichen Großgrundbesizes ein Beweis, daß das Jubeljahr nicht mehr gefeiert wurde. Auch die Feier des Schemittajahres mußte mit der wachsenden Ausdehnung des Getreideexportes und mit der Ausnahme der phönizischen Geldwechsler und Geldverleiher nothwendiger Weise außer Uebung kommen. Das Gebot der Unveräußerlichkeit des landwirthschaftlichen Grundbesizes war längst vergessen. Nicht minder das Verbot des Zinsgebens und -nehmens. Auch die Frohnarbeiten und die rücksichtslose Erhöhung der Steuern und Abgaben waren gegen das Gesetz. Es ist deshalb nicht überraschend, wenn von Salomo ferner berichtet wird, daß er sich nach heidnischer Art einen großen Harem angelegt und seinen ausländischen Frauen wie den phönizischen Kaufleuten den Götzendienst gestattet habe. So zeigt sich auch hier mit dem Verlassen der wirthschaftspolitischen Grundsätze der mosaischen Gesetzgebung zugleich der Abfall vom Glauben.

Reichthum und Armuth waren mit Salomo in Israel eingezogen. Der Reichthum war er selbst und Alle, die mit ihm an seinem Tische aßen oder an seinen Geldgeschäften Theil hatten. Zur Armuth gehörten zunächst die Kanaaniter, die man zu Staatsklaven gemacht hatte. Zur Armuth gehörten aber auch bald die israelitischen Bauern, die man durch Steuern und Frohndienste aller Art ausgeraubt hatte, um sie dann den Getreidehändlern und Geldverleihern nach heidnischem Schuldrecht zu überantworten. Wochten deshalb in den Straßen von Jerusalem die Tage Salomos noch so sehr gepriesen werden: die weit überwiegende Mehrheit der Bevölkerung, nämlich die ländliche, wird in dieses Loblied Salomos ganz gewiß nicht eingestimmt haben. Und deshalb kommt die eigentliche Volksstimmung über die salomonische Regierung viel richtiger in jener Entschlossenheit zum Ausdruck, mit der zehn Stämme unter zwölf dem salomonischen Königshause den Rücken gekehrt haben, als Salomos Sohn und Nachfolger bei seiner Thronbesteigung sich nicht verpflichten wollte, „den zu harten Dienst und das zu schwere Joch“ seines Vaters nach der Gerechtigkeit zu mildern.

4. Von der Spaltung des Reiches bis zur babylonischen Gefangenschaft.

Schon die Regierung Davids hat Israel über die Höhe seiner wirthschaftlichen Entwicklung weggeführt. Die salomonische Regierung aber führte Israel in raschem Tempo dauernd abwärts. Wer sich an der Erkenntniß

dieser Thatsache durch das gar glänzende Kleid täuschen ließ, das man dabei zur Schau trug, Den mußte das rasche Abbröckeln dieser glänzenden Hülle an dem vom Kapitalismus befallenen volkswirtschaftlichen Körper eines Besseren belehren.

Raum war Salomo tot, so machten sich die zinsbar gewesenen Völkerschaften der Philister und Idumäer wieder frei; ihre Tributleistungen hörten auf. Auch die Goldquelle aus Ophir versiegte, da der überseeische Handel sofort ins Stocken gekommen war. Und das einst so ertragreiche Handelsmonopol mit ägyptischen Rossen und Kriegswagen wurde durch die feindliche Haltung des nördlichen Königreiches Israel gegen Juda unterbunden und werthlos. An die Stelle der Handelsbeziehungen mit Egypten trat das Vasallen- und Tributverhältniß. Auch die übrigen Nachbarländer machten jetzt gelegentliche Raubzüge in das Land, in dessen Grenzen nur zu häufig der Bruderkrieg wüthete. Der religiöse und opferwillige Sinn war so sehr aus dem Volke gewichen, daß bald nicht mehr die Mittel für die nothwendigste Erhaltung des salomonischen Prachttempels freiwillig aufgebracht wurden.

Die Merkantilpolitik Salomos hatte den Schwerpunkt der Entwicklung vom Inlande nach dem Auslande verlegt. Statt den heimischen Acker zu pflegen, hat er auf ausländischen Märkten und in Handelsbeziehungen aller Art dem Golde nachgejagt und die Saat der Unzufriedenheit in die Reichen seiner Landwirthschaft gesät. Deshalb ist nach seinem Tode die eigene Kraft und Stärke des Landes so rasch zerfallen. Und damit waren, wie auf einen Schlag, alle mühsam erworbenen überseeischen und internationalen Handelsbeziehungen verschwunden. Hätte nun das Land im Inneren gesunde wirtschaftliche Verhältnisse gehabt, so hätte es sich von all diesen Schicksalsschlägen rasch erholt, von seinen Feinden sich befreit und die alte glückliche Wohlhabenheit wieder zurückgewonnen. Aber diese inneren wirtschaftlichen Verhältnisse waren jetzt nach Salomo vom Kapitalismus völlig durchfressen. Nicht der bäuerliche Mittelstand, sondern die salomonischen Großkaufleute, Geldwechsler, Kriegshauptleute und Steuerbeamten herrschten im Lande. Und deshalb mußte es zu Grunde gehen. Das Objekt aber, dem sich die Habgier des Kapitalismus jetzt vor Allem zuwendet, um die Ausbeutung und Verarmung des Volkes nach und nach zu vollenden, ist das Getreide.

Es handelt sich nämlich hier um eine Periode, in der die Getreidepreise im kleinasiatisch-griechischen Handel fast fortwährend stiegen. Zur Zeit der Richter diente das Getreide noch fast nur zur Ernährung des Volkes und nur gelegentlich wurden für besondere Zwecke Ueberschüsse verkauft. Schon David aber hatte einen schwunghaften regelmäßigen Getreideexport eingerichtet und damit das Brotgetreide zu einer Handelswaare degradirte. Salomo hatte diesen Getreideausfuhrhandel durch Errichtung staatlicher Lager-

häuser fester organisiert und durch den Bau von Staatsstraßen den Transport erleichtert. Nachfrage nach Getreide machte sich dauernd geltend. Also mußte die nationale Getreideproduktion thunlichst gesteigert werden: nicht, um das Volk mit Brot zu versorgen, auch nicht, um es wohlhabend zu machen, sondern nur, um den Reichtum der Ältesten und „Geldfürsten“ von Juda und Israel zu mehren. Von einer Beobachtung des für jedes siebente Jahr befohlenen Brachjahres ist längst keine Rede mehr. Die Getreidefelder werden ohne Unterbrechung Jahr für Jahr mit Weizen und Gerste bestellt. Eben so wenig denkt man an das Einhalten der im mosaischen Recht vorgesehenen Ansammlung von Getreidereserven für ungünstige Erntejahre. Und wenn die Bauern im Herbst zu viel Getreide verkaufen und dann im Frühjahr Noth haben oder wenn im Falle ungünstiger Witterungsverhältnisse das Volk hungern muß, so ist Das gerade für die Erwerbsart der Kapitalisten und Wucherer die günstigste Zeit der Ernte.

Auf ungünstige äußere Verhältnisse brauchte man nicht lange zu warten. Von einer Reihe von Hungernöthen wird berichtet. Und jetzt mußten die Bauern das Letzte bringen, was sie an beweglicher Habe hatten. Und war der mobile Besitz zu Ende, dann kam das Schuldenmachen an die Reihe; es folgten die Felder und Weinberge und schließlich der Bauer selbst mit seiner Familie als Sklaven. Und wo sich das Alles mit Hilfe des heidnischen Kreditrechtes im freien Verkehr nicht erreichen ließ, da half Lug und Trug im Handel oder man gebrauchte, nach dem Vorbilde Achabs gegen Naboth, Gewalt, — und die Richter des Volkes schwiegen oder waren sogar Helfershelfer. Und wie mit dem Getreide, so wurde es auch mit Oel und Wein gehalten. Immer aber war das Ende der Entwicklung: die Bildung von Latifundien in der Hand von wenigen Großkapitalisten, mit völliger Verarmung des Volkes und dessen Herabsinken auf die Stufe der Hörigen und Leibeigenen, um desto billiger das Getreide für die Großkapitalisten und deren Exporthandel zu bauen. Diese unheilvollen Vorgänge erwecken die hervorragendsten Vertreter der alten Prophetenschule. Aber ihre gewaltige Sprache bleibt nicht an dem fast allgemein zur Uebung gekommenen Götzendienst und noch weniger an den Sünden des armen hungernden Volkes hängen. Ihre flammenden Reden wenden sich vor Allem gegen die Reichen und gegen die schreienden wirtschaftlichen Mißstände ihrer Zeit, in deren Heilung im Sinne des mosaischen Gesetzes sie eben so sehr den ersten Schritt der Rückkehr zum Glauben der Väter erblicken, wie sie bei Fortdauer dieser Mißstände die Vernichtung des Staates und der Volkswirtschaft vorherzusagen. Nationalökonomisch gesprochen, ist im Sinne dieser Propheten der Reichtum der Ältesten und „Geldfürsten“ von Juda und Israel den Armen geraubtes Gut. Die Erwerbsart dieser Reichen ist nichts als Lug und Trug und Gewaltthat. Ihre Motive sind

leichterte. Aber die Geldfürsten von Juda und ihre Interessen durften die Könige nicht antasten. Der Macht des Geldkapitals gegenüber war das Königthum zu einem Schatten herabgesunken. Es kam deshalb jetzt auch nie mehr zu einer Rückkehr zu den mosaischen Wirtschaftsgesetzen. Und deshalb blieb jede Aufhebung des Götterdienstes an der Oberfläche der Erscheinungen hängen und wurde nur zu rasch immer wieder von den heidnischen Formen verdrängt. Die alte kriegerische Kraft des Volkes, die vor Salomo fast 500 Jahre lang gegen eine feindliche Welt siegreich gekämpft hatte und dabei wohlhabend geblieben war, ist nach dem Niedergange des Bauernstandes gebrochen. Die Zins- und Tributpflicht an das Ausland nimmt immer größere Dimensionen an. Auch die Frohdienste werden, wo es immer geht, vermehrt. Wehrlos bleibt das Volk der Ausbeutung durch das Großkapital überlassen. Die Flucht der Bevölkerung aus dem Lande wird immer größer. Und kaum 250 Jahre nach dem Tode Salomos fällt das Reich Juda in die babylonische Gefangenschaft, nachdem das Reich Israel schon vorher der assyrischen Eroberung völlig erlegen war.

5. Von der Rückkehr aus dem Exil bis zum Untergang des jüdischen Reiches.

Die verhältnismäßig kleine Schaar der Juden, die aus der babylonischen Gefangenschaft nach Kanaan zurückkehrte, begann die Neubefiedelung des Landes auf den Trümmern Jerusalems und seiner Umgebung. Land war genug für sie da. Die Grundbesitzverteilung bot deshalb keinerlei Schwierigkeiten. Aber der Boden war sechzig Jahre lang ohne jede Kultur geblieben. Er hatte jetzt zu lange geruht, nachdem die Habgier der Menschen ihm vorher zu wenig Ruhe gegönnt hatte. Es war harte Arbeit, die Acker wieder fruchtbar zu machen.

Das Reich Juda war politisch nicht mehr selbständig. Es stand unter der Oberhoheit zunächst des Perserkönigs, dann unter der Alexanders des Großen, später unter Ägypten und nachher unter den Syriern. Es mußte deshalb Tribut in Zöllen und Steuern geliefert werden, deren Erhebung an Unternehmer verpachtet wurde. Hier liegen sofort wieder die Saatkeime des Kapitalismus. Auch die Ausfuhr von Del und besonders von Getreide beginnt wieder in alter Weise, ohne Rücksicht auf Nothreserven. Und als dann jedes ungünstige Erntejahr dem Getreideexportland Hunger bringt, da beginnt auch, genau so wie vor dem Exil, die systematische Ausbeutung des Volkes. Die Bibel berichtet darüber: „Und es erhob sich ein großes Geschrei des Volkes und ihrer Weiber wider ihre Brüder, die Juden. Es waren aber Solche, welche sagten: unsere Söhne und Töchter sind überaus viele, wir wollen Getreide für ihren Werth nehmen und essen, daß

wir leben. Und es waren Welche, die sagten: wir wollen unsere Aecker und Weinberge und unsere Häuser verpfänden, um Getreide zu bekommen in der Hungerstoth. Und Andere sprachen: wir wollen Geld entlehnen zur Steuer des Königs und unsere Aecker und Weinberge hingeben. Siehe, wir unterwerfen unsere Söhne und Töchter der Dienstbarkeit und es sind schon unserer Töchter Etliche Mägde und wir haben nicht, womit sie losgelaufen werden könnten, und unsere Aecker und Weinberge besitzen Andere.“ Es kam zu Unruhen des verschuldeten Volkes. Der Prophet Nehemia trat mit Strenge gegen die Reichen und Wucherer auf und schüchterte sie ein, daß sie die rückständigen Schulden erließen und die Pfandobjekte zurückgaben. Die drohende Verschiebung der Ackervertheilung wurde also verhütet. Das Volk kehrte zum Glauben seiner Väter zurück und feierte den Sabbath und die Schemittajahre.

So war also kaum hundert Jahre nach der Rückkehr aus dem Exil schon eine allgemeine Schuld-, Zins- und Knechtschaftsbefreiung nothwendig geworden. Jetzt erholt sich der Wohlstand des Volkes rasch. Die Bevölkerung nimmt mit starker Progression zu. Jerusalem wird wieder bevölkert und aufgebaut. Und das Reich Juda ist für die Kriegsaushebungen Alexanders des Großen eine fast unerschöpfliche Menschenquelle.

Aber mit der Herrschaft des Hellenismus beginnen die Reichen und Steuerpächter von Juda bald wieder, die mosaischen Wirtschaftsgesetze außer Acht zu lassen. Sofort zeigen sich Latifundien mit völliger Verschuldung und Abhängigkeit der Bauern. Von der Ausbeutung des Volkes durch den Kapitalismus sagt deshalb Jesus Sirach: „Welchen Frieden hält die Hyäne mit dem Hunde und welchen Frieden der Reiche mit dem Armen? Jagdbeute der Löwen sind die Waldesel in den Steppen; so sind die Armen eine Weide der Reichen.“ Von den Mahnungen an die sinaitischen Gesetze wollen die Reichen nichts wissen. Deshalb beginnt unter ihnen jene antinationale Bewegung zu Gunsten einer Aufhebung des nationalen Glaubens und der nationalen Gesetze durch Annahme der heidnischen Gebräuche. „Zu dieser Zeit standen in Israel gottlose Leute auf, welche Viele überredeten und sprachen: ‚Laßt uns gehen und einen Bund schließen mit den Heiden, die um uns sind‘. Und diese Rede gefiel in ihren Augen. Und einige aus dem Volke ließen sich herbei und gingen zum Könige und er gab ihnen Gewalt, die Gebräuche der Heiden einzuführen. Und sie bauten ein Gymnasium zu Jerusalem nach der Weise der Heiden“ (1. Makk. 1, 12 ff.).

Im Geiste dieser Bewegung und begünstigt durch die Zwietracht des Volkes erließ der Oberherr Antiochus Epiphanes den Befehl, bei Todesstrafe das mosaische Gesetz und den mosaischen Glauben aufzugeben für das heidnische Gesetz und die heidnischen Gebräuche. „Viele aus Israel willigten in seinen Frohndienst und opferten den Götzen und entweichten den Sabbath.“ Auch der

reichte Alcimus, der nach der käuflich gewordenen Hohepriesterwürde strebte, hielt es mit den Syrern. Und als die Heere der Syrer in Palästina einrückten und die reichen israelitischen Kaufleute der Gegend von Emmaus es hörten, da nahmen sie sehr viel Silber und Gold und Knechte und kamen in das Lager der Syrer, „um die Söhne Israels als Sklaven zu kaufen“ (1. Makk. 3, 41). Der verarmte Mittelstand aber war mit den Makkabäern hinab in die Wüste gezogen und hatte dort die Fahne gegen den anscheinend übermächtigen Feind für Gesetz und Religion der Väter erhoben. Die kleine, vom Idealismus getragene Schaar siegte, befreite das Vaterland vom Fremdenjoch und eroberte noch die an Zöllen reiche Hafenstadt Joppe. Die Reichen werden mit ihren Freunden, den Syrern, geflohen sein. Das Volk erneuerte den Bund mit Jehova und kehrte zu den mosaischen Wirthschaftsgesetzen zurück. Der Sabbath und das Schemittajahr wurden streng gefeiert. Die Schulzinsen hörten auf. In jedem siebenten Jahre wurden alle Schulden erlassen und jedes Dienst- und Abhängigkeitsverhältniß gelöst. Der Ackerbau kam bei überwiegend bäuerlicher Besitzvertheilung wieder zur vollen Blüthe. „Ein Jeglicher baute sein Land in Frieden und das Land Juda gab seine Frucht und die Bäume der Felder gaben ihre Frucht. Die Greise saßen auf den Straßen und besprachen sich über das Beste des Landes und die Jünglinge kleideten sich mit Ehren- und Kriegsgewand. Ein Jeder saß unter seinem Weinstock und Feigenbaum und Niemand schreckte sie“ (1. Makk. 14, 8 ff.).

Neuer Bruderzwist wird zur Veranlassung, daß Rom sich in die internen Verhältnisse des Reiches Juda einmischte. Palästina wird eine römische Provinz mit römischer Provinzialsteuerverfassung und römischer Ausbeutung. Es wurde der römische Censur eingeführt, d. h. die Volkszahl aufgenommen und die Ländereien abgeschätzt, um die Steuerfähigkeit des Landes zu ermessen. Für jede Person sollte eine Kopfsteuer erhoben werden, und zwar selbst für Frauen und Sklaven; nur weibliche Kinder unter zwölf, männliche unter vierzehn Jahren und Greise sind steuerfrei. Außerdem wurde noch eine Einkommensteuer gefordert: von den Viehzüchtern ein Theil der Herde, von den Getreidebauern ein Theil der Ernte (*annona*). Auch wurden Aus- und Eingangszölle erhoben. Wie drückend und verhaßt dieses römische Steuersystem war, beweist zur Genüge der Umstand, daß Jeder, der sich als Steuerpächter oder Zöllner dabei betheiligte, für ehrlos galt.

Mit dieser römischen Ausbeutung wetzeln die weltlichen und geistlichen Großen Jerusalems. Der Handel mit Del und Getreide nimmt wieder seinen alten Aufschwung. Cäsarea wird zum Hauptemporium des Handels und der römischen Macht in Palästina. Sofort wird auch das Land wieder von schweren Hungersnöthen heimgesucht. Und die bekannten wirthschaftlichen Vorgänge, die sich auch diesmal hier anreihen, veranlassen den Apostel Jakobus

als ersten Bischof von Jerusalem zu dem Ausrufe: „Wohlan denn, Ihr Reichen, weinet und heulet über Euer Elend, das über Euch kommen wird. Ihr habt Euch Schätze des Zornes gesammelt für die letzte Zeit. Siehe, der Lohn der Arbeiter, die eure Felder geerntet haben, welcher von Euch vor-enthalten, schreit und ihr Geschrei ist zu den Ohren des Herrn der Heerschaaren gekommen“ (5,1). Die Reichen aber waren auch jetzt Römerfreunde, wie sie früher Hellenisten waren.

Die Macht des römischen Weltreiches war offenbar zu stark, als daß der Glaube an die nationale Zukunft jetzt noch einmal aufkommen und sich wieder mit den Interessen des ausgebeuteten Volkes gegen Rom und die großkapitalistischen Römerfreunde vereinigen konnte. Die unausbleibliche Reaktion nahm deshalb die Entartungsformen des Kommunismus und Anarchismus an. Fast keiner der Könige starb mehr eines natürlichen Todes. Die Effäer verwarfen mit der Ehe auch das Privateigentum. Jeder, der dieser Gesellschaft beitrug, übergab sein Vermögen der Ordenskasse, aus der die Lebensbedürfnisse der Mitglieder bestritten wurden. Freischaaren durchzogen das Land und überfielen die Reichen, um ihnen allen möglichen Schaden zuzufügen. Aus Raub und Mord wurde ein Handwerk gemacht, seit die redliche Arbeit nicht mehr lohnend schien. Diese Räuber nannte man Sitarier, nach den kurzen Dolchen, mit denen sie bewaffnet waren. Als der geldgierige Gessias Flarus römischer Landpfleger war, traten die Sitarier mit ihm in Verbindung, um auf gemeinsame Rechnung die Reichen desto besser brandschlagen zu können. Auch den Grundbesitz nahmen sie ihnen ab und verkauften ihn an Andere. Und damit diese Art von Eigentumsübertragung rechtliche Gültigkeit hatte, mußte das Synedrium eine diese Art von Grundeigentums-erwerb anerkennende besondere Verordnung erlassen, die man das Sitariergesetz nannte. Viele der Wohlhabenden wanderten aus. Die Zahl der beschäftigungs- und brotlosen Arbeiter in Jerusalem nahm zu. Man zählte einmal 18 000 solcher Arbeiter und bat den Landpfleger, auf öffentliche Kosten Arbeit zu geben. Er sollte den Tempelschatz dazu benützen, den man vor seiner Raubgier doch nicht mehr sicher hielt. Eine halb soziale, halb politische Revolution verschaffte dem Proletariat vorübergehend die Herrschaft in Jerusalem. Das Mitleidgefühl der geschundenen Volksmasse machte sich besonders gegen die verhassten reichen Römerfreunde Luft und vernichtete das Archiv, in dem die Schuldbriefe aufbewahrt waren. Von Jerusalem aus verbreitete sich der Aufbruch durch das ganze Land. Die verschuldeten Bauern waren auf der Seite der Aufständischen gegen die Reichen und gegen die Römer. Rom rüstete sich. Jerusalem wurde zerstört und der jüdische Staat für immer vernichtet.

Irrende-Ritter-Musik.

Sende November: Programm-Oper Don Quixote; anfangs Dezember: Programm-Orchesterstück Don Quixote; wahrlich, — genug des irrenden Ritters auf der Bühne und im Konzertsaal!

Ueber die zuerst genannte „Musikalische Tragikomoedie“ des Herrn Dr. Kienzl ist an dieser Stelle schon geurtheilt worden; ich habe deshalb nur einige allgemeine Bemerkungen anzubringen, die sich auch auf das Orchesterwerk des genialen Richard Strauß erstrecken.

Ich gehöre noch zur alten Popfschule, die von dem Grundsatz ausgeht, daß die Schönheiten eines Tonwerkes, ja selbst die nur interessanten, geistreichen, den Wohlklang nicht berücksichtigenden Stellen vom gebildeten Musiker auch ohne Programm verstanden und erfasst werden müßten und daß, wo solches Erfassen nicht anders möglich ist als durch ein Programm, ein Verständniß-Regel dem gebildeten Hörer nicht viel nützt, weil die Musik vor Allem ihn einnehmen muß, und nicht umgekehrt. Ich kann mich noch ganz gut der Zeit erinnern, da in Wien und in Deutschland die erste Programm-Musik erklang; sie kam aus Paris, wo sie sozusagen erfunden worden war. *) Zuerst erschien Félicien David mit seiner „Sinfonie-Ode Le désert“. Sie hatte in der Seinestadt einen glänzenden Erfolg errungen und wurde selbstverständlich auch in Wien gefeiert. Da trat zur selben Zeit mit einem Male Berlioz hervor, mit seiner Sinfonie Fantastique, seinem Carnaval Romain, seinem Harold en Italie. Das große Publikum, das damals noch nicht, wie das heutige, auf Programme dressirt war, schaute verblüfft drein, aber die Musiker, ganz besonders die jüngeren, erkannten sofort, daß in einem Takte Berliozs mehr wahre Tonkunst zu finden war als im ganzen Félicien David (wer weiß heute noch Etwas von ihm? **) und daß selbst Berliozs Exzentricitäten die einer künstlerisch empfindenden Phantasie waren. Diese Ueberzeugung ward in mir später bekräftigt beim ersten Hören der „Damnation de Faust“ in Baden-Baden 1853 ***) und der Ball-

*) Die naiven deutschen Versuche des verflorenen Jahrhunderts, z. B. Kuhnau's „Biblische Geschichten“ auf dem Klavier, kommen hier nicht in Betracht.

**) Ich glaube nicht, daß Jemand außer mir in Deutschland heute im Stande ist, die Hauptstücke der „Wüste“, den Karawanen-Marsch, den Chant de Nuit, die arabische Serenade, aus dem Gedächtniß zu spielen. Ich fühle Das an, nicht als einen Beweis starken Gedächtnisses, sondern für die psychologische Thatsache, daß Jugend-Eindrücke oft unablässig kleben bleiben. Vieles, was ich später mit liebevoller Mühe studirt hatte, ist mir entschwunden und diese mir gar nicht sympathischen Stücke sind in der Erinnerung haften geblieben.

***) Ich habe in der Allgemeinen — damals in Augsburg erscheinenden — Zeitung einen Artikel darüber veröffentlicht.

zene, der Fee Mab und der Liebeszene aus der Romeo und Julia-Symphonie. (1858.)

Auf diesem zopfigen Standpunkt beharre ich noch heute, habe deshalb Herrn Dr. Kienzls Aufsatz, den er zur Einführung in seine „Musikalische Tragikomödie“ veröffentlichte, nicht gelesen, auch nicht die Erklärung, die er — wie hiesige Blätter meldeten — nach der ersten Vorstellung und den nicht günstigen Beurtheilungen geschrieben hat. Der Vorfall hat mich unwillkürlich an ein Kapitel des zweiten Bandes von Cervantes' Don Quixote erinnert, wo der Held auf einige Bemerkungen über seine Irrfahrten die Antwort giebt: „Als irrender Ritter werde ich sterben, mag der Türke thun, was er will, denn ich sage noch einmal: Gott versteht mich“ (also nicht das Publikum und die Kritik). Herr Dr. Kienzl hat im „Evangelimann“, für den ich eine Vorliebe hege, einen tief religiösen Stoff in so ergreifender Weise, schlicht und einfach, ohne dekorativen Aufwand dargestellt und eine so feine, melodische, mitunter auch so frisch heitere Musik dazu gesetzt, daß man die bestimmte Hoffnung hegen darf, er werde nach Ueberwindung der Mißstimmung über den nicht günstigen Erfolg des Don Quixote vom hölzernen Zauberpferde seines Helden herabsteigen, wieder den ihm von der Muse bezeichneten Weg einschlagen, dann bald ein neues erfolgreiches Werk schaffen und reichlichen Ertrag für die Unbill der Irrfahrt finden.

Auch das lange Programm von Straußens „Don Quixote, Variationen über ein Thema ritterlichen Inhaltes“ habe ich nicht gelesen und mich dieser Unterlassung gefreut, denn gleich die Einleitung und das Thema haben mich sehr angenehm angeregt, ja überrascht. Ich kann zwar nicht entscheiden, ob das Thema „ritterlichen Gehaltes“ oder Charakters ist, da mir ganz und gar jene heraldische Kenntniß von Standesmusik fehlt, die allein bestimmen könnte, ob ein Thema ritterlich oder bäuerlich, gräßlich oder freiherrlich u. s. w. zu nennen ist. Das aber kann ich sagen: dieses Thema ist ein besonders glücklich erfundenes, trotz gewagten Harmonien sehr gut klingendes und in der Tonfärbung geradezu genial ausgeführtes; die Variationen bekunden fast überall eine meisterhafte Beherrschung der Form und der Instrumentation; selbst die Theile, in denen die offenbare Lust am konventionellen Mißklang — ich werde diesen Ausdruck später erklären — sehr stark hervortritt, lassen eine bedeutende Kraft erkennen; einige Kantilenen sind schön zu nennen; und so kann man denn das Gesammturtheil zusammenfassen: das Werk ist ein höchst interessantes, vielfach originelles und modern wirksames.

Die Frage, ob diese Variationen als ein abgeschlossenes Kunstwerk zu betrachten sind, d. h. als ein solches, dessen integraler Gehalt ein so reicher ist, daß er, abgelöst von den modernen Formen, von den neuen, momentan wirksamen Einfällen, einen bleibenden, die Form überlebenden Werth dar-

Meine Frau.

Am fünfzehnten Jahrestage meiner Verheirathung.

Fünfzehn Jahre.

Damals war ich seit wenigen Wochen fünfundzwanzigjährig geworden. Hatte es sehr eilig, in die Ehe zu springen. Andere machen es anders. „Werden“ erst Etwas. Genießen das Leben. Ruiniren vielleicht ein braves Mädchen oder führen eine ruhige Ehe. Oder thun Beides. Geben sich wohl auch mit gefälligen Frauenzimmern ab, die man ohne den goldenen Ring haben kann. Und endlich, so zwischen fünfunddreißig und vierzig, heirathen sie. Natürlich eine Junge.

Und ein Anderer, ein braver Kerl, heirathet aus Gewissenhaftigkeit die Erste, der er von Liebe schwauzte. Bindet sich mit fünfundzwanzig. Hat mit vierzig Jahren eine alte Frau und nichts vom Leben und von den Weibern gemessen. Dazu war kein Geld da und keine Zeit. Und mit vierzig Jahren ist er vergrämt. So ergeht den Braven. Merkt Ihr den Unterschied?

Aber wenn die Anständigkeit zum Unsinn wird, ist sie vielleicht auch eine Schuld. Und sie rächt sich.

Das Mädchen hätte sich getrüftet und einen Anderen genommen. Jedenfalls wäre sie nicht an gebrochenem Herzen gestorben. Wer hielt Euch so anständig zu sein, Ihr Braven und Dummen? Löthet ihn jetzt nur aus, Euren Drei.

Rein: es ist doch unbillig. Den Männern, die so jung heirathen und den Staat in ihrer Jugendkraft mit Kindern versorgen, sollte gestattet sein, mit vierzig Jahren für die alte Frau eine junge einzutauschen. Man kann doch nicht verlangen, daß ein Mann vom fünfundzwanzigsten bis zum sechzigsten oder gar siebzigsten Jahre sich mit der selben Frau . . .

Ei, Herr Regierungsrath, wie schlau Sie sind! Und was sollte mit den verstoßenen Frauen geschehen?

Das interessiert mich nicht.

Aber die Frauen interessiert. Und möchten Sie denn eine Junge im Hause haben?

Gott bewahre. Uebrigens . . . Es ist ja so unnütz, davon zu reden. Wer eine Frau hat, Dem bleibt sie. Und wenn sie alt ist, erst recht.

Punktum.

Drei Uhr. Bureauausfluß im Ministerium. Der Diener steht schon bereit, mir in den Paletot hineinzuhelfen. Alle haben es so eilig, fortzukommen. Seltsam, wie es die Menschen nach Hause zieht. Oder ist es nur der Ueberdruß am Bureaudienst, was sie fortreibt? Ich glaube und traue Keinem. Es ist nun einmal eine *sable convenue*, daß das Familienleben etwas Schönes sei. Alle versicherns. Und vielleicht finden Viele ihre Frauen und ihre Kinder wirklich reizend, und vielleicht bloß darum, weil sie den hohen Vorzug haben, ihre Frauen und ihre Kinder zu sein. Manche beten sich in Allem an, was sie haben. Sogar ihr Hund bellt melodischer als andere Hunde. Und ich thue ja auch, als wenn ich glücklich wäre. Aber eben deshalb traue ich Keinem.

Ich bestehe aus zwei Menschen: aus dem Herrn Regierungsrath, der ein

tüchtiger Beamter ist, langsam, doch sicher aufwärts stieg, ein regelmähiges, an ein gut gehendes Uhrwerk mahnendes Dasein führt und mit einer vortrefflichen Gattin in musterhafter Ehe lebt. Als diesen guten Bürger kennt mich die Welt. Doch hinter diesem Musterknaben steht ein anderer Mensch. Und Den kenne nur ich. Und Der ist mein wahres Ich. Ohne Maske. Ein höhnischer, boshafter, zu jeder Niedertracht fähiger Mensch. Ein ganz ekelhafter Kerl. Und doch ist mir Der tausendmal lieber als der Musterknabe, der Regierungsrath mit seiner Musterehe. Der Regierungsrath schwagt den ganzen Tag und macht sich überall breit. Der Andere, mein wahres Ich, muß immer schweigen und dem Musterknaben den Vortritt lassen. Darum schreibe ich diese Blätter. Der Andere soll auch zum Wort kommen. Das wird ihn erleichtern.

Ein Gespräch zwischen mir und meinem Gewissen.

Das Gewissen (sich breit vor mich hinplanzend): „Herr Rath! Was wollen Sie denn? Gehen Sie lieber nach Hause, zu Ihrer Frau. Sie wartet auf Sie. Der Tisch ist schon gedeckt. Und wenn Sie nach Hause kommen, wird ohne Säumen die Suppe aufgetragen. An Ihren Hemden fehlt niemals ein Knöpfchen. Und sehen Sie den Regenschirm in Ihrer Bureaudecke? Den hat Ihnen die Gattin beim Weggehen in die Hand gedrückt, weil es am Morgen regnerisch war und Sie sich leicht erkälten, wenn Sie naß werden. Sie denkt an Alles und Alles geht wie am Schnürchen. Jedes Ding ist stets an seinem Platz. Was werfen Sie ihr denn vor? Ihre Fürsorge? Ihre Vortrefflichkeit? Aber Das sind ja lobenswerthe Eigenschaften!“

Ich: „Gewiß, gewiß. Und dennoch... (plötzlich): Ich hasse sie, diese vortreffliche Frau.“

Das Gewissen (hält sich entsetzt die Ohren zu).

Ich: „Endlich muß es ausgesprochen werden. Dunkel gefühlt hatte ich ja längst schon. Nun aber steht es klar vor mir, in mir: ich hasse sie. Und nun ich weiß, woran ich bin, weiß ich auch, was mich so sehr gequält und beunruhigt hat: die Unklarheit wars.“

Das Gewissen (stöhnend): „Aber warum hassen Sie Ihre Frau? Was hat sie Ihnen gethan?“

„Nichts!“ will der gut gedrückte Regierungsrath dem Gewissen kleinlaut antworten. Doch der Andere, der immer schweigen muß, kommt ihm zuvor. „Alles!“ schreit mein wahres Ich. Das Ich ohne Maske. Und der Regierungsrath hält den Mund und das Gewissen hält ebenfalls den Mund.

Ein junger Mensch, ein Student, bringt den Eltern zu Gefallen die Ferienmonate in seinem Heimathstädtchen zu. Natürlich empfindet er bald Langeweile, und um sich die Zeit zu vertreiben, verliebt er sich. Eine Liebelei, weiter nichts. Man macht den Hof, vergnügt sich ein paar Monate mit dem Mädchen und dann — Ade! Wer denkt denn gleich ans Heirathen?

Aber sie, das Mädchen, denkt daran. Aus einem Studenten wird Etwas. Und in einer kleinen Stadt sind die Männer rar. Da muß man ergreifen, was sich gerade bietet. Und sie hält ihn fest. Alles macht sich wie von selbst... Er hat ihr von Liebe gesprochen, man hat Küsse ausgetauscht; sie erzählt ihrer

Mutter und nennt sich seine Braut. Und er darf nicht einmal widersprechen. Es wäre unehrenhaft und beleidigend für das Mädchen. Was hat er denn gewollt? Eine Liebschaft? Sie ist ein anständiges Mädchen. Ein solches Mädchen heirathet man oder man läßt es in Ruhe.

Ja, die anständigen Mädchen verstehen keinen Spaß. Die lassen Einen nicht los. Als er im Herbst nach Wien an die Universität zurückkehrt, ist er verlobt.

Mit noch nicht dreißig Jahren war ich also schon verlobt. Sie war um ein paar Wochen älter als ich. Meine Eltern versuchten mich beinahe. Und doch hatte ich etwas höchst Achtenswerthes gethan, das Achtenswertheste, was ich überhaupt thun konnte. Wenn ich eine Frau ihrem Mann abspänstig gemacht oder ein Mädchen verführt und sitzen gelassen hätte: meine Eltern wären weniger entrüstet gewesen.

Vielleicht hätten sie Recht gehabt. Vielleicht ist eine kopflose Ehe das Schlimmste. Ich aber glaubte damals, mich sehr ehrenvoll benommen zu haben. Uebrigens war ich auch verliebt in das Mädchen.

Sie hatte ein blaßes, kluges Gesichtchen mit klugen Augen und schmalen Lippen. Das vortretende, eigensinnige Kinn und die zurückweichende Stirn über sah ich. Ich sah nur das kluge Gesicht und die klugen Augen. Ihr Körper war von mittlerer Größe, dürrig, ohne Hüften und ohne die Spur einer Anlage zu späterer angenehmer Rundung. Aber auch Das über sah ich. Mir erschien sie einfach „schlank“; und in der Jugend liebt man das Ueberschlankte.

Sie galt allgemein für klug. Und ich Binzel war stolz darauf, daß sie mich „liebte“. Heute weiß ich: sie hätte einen Anderen auch genommen. Jeden, der sie „versorgt“ hätte, und sie hätte Jeden pflichtgemäß „geliebt“. Und wenn sie Keinen gefunden hätte, würde sie einen Beruf ergriffen und Lehrerin oder so Etwas geworden sein. Und sie hätte sich dann wahrscheinlich zur Frauenrechtlerin herausgebildet und die Selbständigkeit der Frau als das Höchste gepriesen. Sie gehört ja auch zu Denen, die Das, was sie sind und was sie haben, für das Beste halten. Aber es war ihr lieber, zu heirathen. Und da man dazu einen Mann braucht, „liebte“ sie mich.

Unser Brautstand dauerte zweiundeinhalbes Jahr. Sehr lang, meine Damen und Herren. Eine gefährliche Probe für jede Liebe. Ich wünschte des Mannes schönste Lebenszeit, die Studentenzzeit, zum Teufel, . . . um einen Broterwerb zu erhaschen, um ein Einkommen zu haben, um heirathen zu können. An die Beamtenlaufbahn hatte ich früher nicht gedacht. Ich hatte mir Zeit lassen wollen mit der Wahl eines Berufes, hatte so lange wie möglich frei bleiben wollen. Die Braut drängte mich über Hals und Kopf ins Beamtenthum hinein: Das war etwas so Sicheres und Solides, mit Pension! Man denke! Und ich ließ mich hineindrängen. Ach, Du schöne Univerſitätszeit! Fortgewünscht habe ich Dich . . . Und doch war mir oft so sonderbar zu Muth. So . . . reuevoll. Als wenn ich eine unsühnbare Sünde auf mich geladen hätte. Es war wohl das uneingestandene Weh um meine arme Jugend. Jetzt trug ich eine Kette.

Das' ich nicht manchmal, heimlich, ganz heimlich, versteht sich, gehofft, sie möchte einen Anderen finden und mich freigeben . . . ? Vielleicht! Aber so Etwas gesteht man sich ja gar nicht ein. Und sie hatte etwas so Bestimmtes an sich; verfügte über mich, legte die Zukunft für sich und mich zurecht und ließ mir

nicht Zeit, zur Besinnung zu kommen. Ich ließ mich einfach schieben. Und sie „schob“ mich: ich mußte ihr dreimal in jeder Woche schreiben, mußte jeden Ferientag bei ihr verbringen, und wenn ich ein paar Gulden erspart hatte, brachte ich sie ihr und sie hob sie auf. Ich arbeitete wie ein Pferd; wo es was zu verdienen gab, war ich zur Stelle. Meine Eltern freuten sich. Früher war ich ein Bischofen leichtsinnig gewesen (Gott sei Dank, daß ichs wenigstens eine Zeit lang war; leider nur zu kurz und nicht genug!) und nun war ich „solid“ geworden. Das verdankte ich dem heilsamen Einfluß meiner klugen und praktischen Braut. Und so häuslich erzogen war sie, so sparsam und anspruchlos. Schließlich beglückwünschten mich Alle zu meiner Wahl. (Als ob ich „gewählt“ hätte!) Man vergab dem Mädchen sogar, daß sie keinen Kreuzer Mitgift hatte und so alt war wie ich. Eine Perle war sie, ganz einfach, und gerade die richtige Frau, um mich dummen Jungen zu leiten und zu Ordnung und Sparsamkeit zu erziehen.

Und sie hatte ein so ruhiges, ein so selbstzufriedenes Lächeln, wenn die Menschen sie lobten. . . . Ich haßte dieses Lächeln. Damals schon. Aber natürlich wieder nur ganz im Geheimen, ohne den Muth zu haben, es mir selbst zu bekennen. . . . Armer dummer Junge.

Eigentlich war der Anfang unserer Ehe poetisch. Wir trugen uns unser Nest zusammen, wie die Vögel. Von allen Seiten schenkte man uns Etwas, — was man eben gern loskriegt. Elegant sah es nicht aus bei uns. Dafür ziemlich hunt. Ein Zimmer hatten wir und eine Kammer, in der wir schliefen, und eine kleine Küche. Alles nothdürftig und aufs Bescheidenste eingerichtet. Natürlich keine Magd. Meine Frau besorgte alle Hausarbeit selbst. Und ich plagte mich in meinen freien Stunden mit Schreibereien, um ein paar Gulden mehr zu erraffen.

Poetisch, wenn man sich liebt. Aber liebten wir uns? Zu dumm, nicht einmal Das zu wissen. Und wahrhaftig: ich weiß es heute nicht mehr.

Und nun denken Sie einmal: wenn wir Kinder gekriegt hätten. Bei so unerfahrenen jungen Leuten hätten zwei, vier, vielleicht sechs Kinder kommen können. Dann wären wir zum richtigen Proletariat herabgesunken: die Kinder hätten Alles verschlungen.

Ich hatte auch eine höllische Angst vor Kindern. Aber meine Frau schenkte mir kein Kind. Sie war körperlich zu untüchtig dazu. Immer fehlte ihr irgend eine Kleinigkeit. Und schon nach dreijähriger Ehe mußte sie in ein Frauenbad geschickt werden. Sie litt an Migraine und sah schlecht aus. Ich war natürlich stets gesund. Das Schicksal so vieler Ehemänner! Wie viele giebt es denn, die ganz gesunde Frauen haben?

Wir kamen vorwärts. Ich war fleißig wie ein Ackerpferd und sie emsig wie eine Biene; und so kamen wir vorwärts.

Und sie erzog mich gut. Im Anfang, wo man noch verliebt ist und begehrt nach dem Weibe, läßt man sich erziehen, — und später kann man nicht mehr zurück. Nicht bei einer Frau von ihrem Charakter, heißt Das.

Vom Bureau kam ich nach Hause. Nach dem Essen durfte ich ein Wenig ruhen (sie selbst ruhte nie!); dann folgte ein Spazirgang zu Zweien oder wir

machten einen Besuch; dann arbeitete ich bis zum Abendbrot und nach der Mahlzeit las ich ihr vor, während sie stichte oder strichte oder stichte.

Immer diese Handarbeiten. Nie war ihr meine Gesellschaft werth und wichtig genug, um sich ganz mir zu widmen. „Es ist doch schade um die Ze.“, meinte sie; „mit den Händen redet man ja nicht. Ich höre ja, was Du sagst, . . . auch wenn ich arbeite.“

Jede Minute ausnützen. Nie müßig sein. Und beständig eine Art Angst, man könnte nicht „fertig“ werden. Und dann: diese Sorge um die Möbel. Wenn ich die Füße aufs Sofa legte, ging ein Zucken über ihr Gesicht. Wenn ich einmal vergaß, mir vor dem Eintreten die Stiefel zu reinigen, sähste sie mich am Arm hinaus, damit ich mir zuerst die Stiefel an der Strohmatte reinige und weder Fußboden noch Teppich gefährde. Als wir bereits eine gute Stube hatten, durfte sie nur benutzt werden, wenn Gäste da waren. Die Stühle und Sofas waren gewöhnlich durch graue Bezüge geschützt und der Krieg gegen den Staub wurde unablässig geführt. Wenn ich nicht zu Hause sofort meinen guten Rock ablegte, brachte sie mir meinen schäbigen Hausrock. Wenn ich an Sonn- und Feiertagen morgens länger im Bett faulenzten wollte, trieb sie mich auf. Das Schlafzimmer mußte ja in Ordnung gebracht werden, ums Himmels willen!

Zu richtiger Behaglichkeit gelangten wir niemals. Das heißt: sie fühlte sich wohl in ihrer Ruhelosigkeit und steten Emsigkeit. Und ich fügte mich.

Es hätte auch nichts gefruchtet, sich anzulehnen. Der Starrsinn einer sogenannten „guten Hausfrau“ ist nicht zu brechen. Und sie handelt obendrein im guten Glauben. Sie meint wirklich, es gehe nicht anders und das Haus müsse so, durchaus so geleitet werden. Hört einmal zu, wenn so ein paar gute Hausfrauen beisammen sind und sich von ihren „Eintheilungen“ unterhalten. Wie unendlich wichtig ist Alles: der Plätttag, die Wäsche, das Reinmachen. Einen Schiller oder Goethe würden sie mit aller Ruhe mitten aus seiner Arbeit reißen, wenn sie sich vorgezogen hätten, seine Arbeitsstube gerade zu der und der Stunde „rein“ zu machen. Sie jagen den Mann von einem Zimmer ins andere, sie gönnen ihm keinen Schlupfwinkel, wenn sie „rein“ machen, und sie lächeln nur überlegen, wenn er sich über die Unruhe und die Unordnung beklagt: „Ja, mein Lieber, Das muß sein.“ Nie geschähen diese Dinge, wenn man vom Hause fort ist. Man mag noch so lange weg geblieben sein: das Möbel- und Teppichklopfen empfängt Einen immer wieder. Noch beim Einschlafen hatte ich den Klarg im Ohr.

Aber freilich: die Wohnung war spiegelblank, Kleider und Wäsche in streifiger Ordnung und die Suppe stets pünktlich auf dem Tisch. Daß die Behaglichkeit fehlte, . . . diese Kleinigkeit kommt daneben vielleicht wirklich nicht in Betracht.

Eins vertrug und verträgt sie nicht, meine liebe Frau: wenn man ihr widerpricht. Erstens meint sie, immer Recht zu haben, und zweitens hält sie mich für „unpraktisch“. Sie schlägt Etwas vor: einen Einkauf, einen Spaziergang, irgend Etwas. Ich schlage etwas Anderes vor. Sie bleibt bei ihrer Meinung, natürlich. Ich auch. Gut. Sie weiß schon, wie sie zum Ziel kommt. Sie schweigt.

Kennt Ihr dieses verbissene, durch nichts zu brechende Schweigen, diese zusammengepressten Lippen und diese gleichsam eingefrorenen Gesichter? Darin ist sie Meisterin. Sie geht mit einer Duldermiene umher. Wenn man sie anspricht, giebt sie mit matt klingender, leidender Stimme kurze Antwort. Schweigend sitzt sie bei Tisch. Schweigend legt sie sich nieder. Und am Morgen steht sie als Dulderin wieder auf. Die Stimme klingt noch immer matt. Ihre Augen ruhen mit eisigem Blick auf mir. Sie weint nie, sie schreit und tobt auch nicht. Aber sie giebt nie nach und lenkt niemals ein. Und Tage lang kann sie mauken: beharrlich, unbeugsam, ohne ein einziges Mal aus ihrer Rolle zu fallen.

Aber ich thue ihr Unrecht. Sie spielt keine Rolle. Sie ist von ihrer Unfehlbarkeit überzeugt.

So lange ich noch jung war und verliebt in sie, schmerzten mich solche Zerwürfnisse und ich gab gewöhnlich nach. Dann fand sie ihr ruhiges, von Selbstzufriedenheit wie gesättigtes Vögelchen wieder und vergieh mir gnädig. Später vermied ich solche Szenen, weil sie mir widerlich waren. Und heute kommen sie überhaupt nicht mehr vor: der Herr Regierungsrath ist zu müde geworden.

Oder bemerke ich es vielleicht gar nicht mehr, wenn sie maukt? Auch möglich.

Das zu viele und zu enge Zusammensein: mir scheint, Das ist das Hauptübel in einer Ehe. Im Anfang läßt man sich gern gefallen; und dann bleibt's dabei.

Und sie ließ mich auch nicht los. Nach ihrer Ansicht gehören Mann und Frau zusammen. Kein Vergnügen für den einen Theil ohne den anderen. Allein ins Theater gehen? Allein einen Besuch machen? Warum nicht gar! „Komm mit. Oder hole mich wenigstens ab. Ohne Dich freut es mich nicht.“

Schön.

Man hat keine Freunde, will sie sehen. „Mein Gott! Bring sie doch zu uns! Karten spielen und politisiren könnt Ihr doch auch zu Hause.“

Schön.

„Oder wenn Du ausgehen, am Abend nicht immer zu Hause sitzen willst: gut, gehen wir aus. Ich bin dabei.“

Natürlich ist sie dabei.

Die Freunde kommen, fühlen sich unbehaglich. (Ich spreche von der ersten Zeit unserer Ehe.) Die Frau hindert sie, zu qualmen und offenhertzig zu reden. Sie langweilen sich. Ich muß hier bemerken, daß meine Frau keinem einzigen meiner Freunde gefiel. Sie gefiel den Männern nicht, diese Musterhausfrau, die so ängstlich war auf ihre Teppiche und prüde den Mund verzog, wenn ein freieres Wort fiel. Sie waren Junggesellen. Die spießbürgerliche Atmosphäre meines Ehelebens schreckte sie ab. Wir hatten einander-nichts mehr zu sagen, redeten eine verschiedene Sprache und gingen verschiedene Wege. Und so fielen sie von mir ab. Heute habe ich nur noch „Bekannte“, für die ich der Herr Regierungsrath bin. Mit Niemandem bin ich intim. Wie sollte ich auch? Unglückliche Ehemänner hüten sich, mit Jemandem vertraulich zu werden. Sie haben ein Geheimniß zu bewahren. Ein Freund würde sie nur ängstigen: sie könnten sich doch einmal vergessen und zu viel errathen lassen.

Aber sie haben keinen Freund.

Wenn ich nur allein schlafen könnte. So aufzuathmen am Abend, wenn die Frau zu Bett gegangen ist, allein zu sein, auf- und abzugehen, zu lesen, sich zu erholen: herrlich. Aber daran ist nicht einmal zu denken. Das gemeinschaftliche Schlafzimmer gehört mit zu den Rechten und Pflichten einer guten Ehe. Und Frauen ihres Schlages pochen auf ihre Rechte wie Sisylos auf seinen Schein. Man müßte sich ja vor den Diensthoten schämen, sagen sie.

Also die Diensthoten. Auch gut. Uebrigens . . .

(Diese Redewendung gebrauche ich zu oft. Ich werde monoton. „Uebrigens“ muß ich mir abgewöhnen.)

Gott, was es heißt, neben Jemandem zu schlafen, der Einem widerwärtig ist! Probiters einmal, meine Lieben! (Aber zu wem spreche ich denn?) Kurz und gut: es ist scheußlich.

Aber die Diensthoten. Und wohl auch die guten Freundinnen.

„Denkt einmal: die Frau Regierungsräthin lebt getrennt von ihrem Mann!“

Nein, solche Nachrede darf man nicht herausfordern.

Folglich . . .

Diese Selbstzufriedenheit, diese Ueberlegenheit! Vermeiden könnte man die Frau. Nie kommt ihr der Gedanke, ihre Gesellschaft könnte mir zu viel werden. Wenn sie einmal einen längeren Besuch machen muß, ertheilt sie mir vor dem Weggehen gute Lehren. Sie meint, ich könne mich ohne sie nicht zurechtfinden. Für unentbehrlich und unerseßlich hält sie sich. So war sie schon als junge Frau. Damals hat mich ihre überlegene Miene fürchtbar verdroßen. Ich war (und bin) ungeschickt in manuellen Dingen. Aber es macht mir Spaß, mich in solchen Dingen zu versuchen. Und wenn ich einen Nagel in die Wand treibe und er verbiegt sich, . . . was liegt denn daran? Aber da ist sie auch schon, die Frau, nimmt mir lächelnd den Hammer aus der Hand und schlägt lächelnd den Nagel ein.

Ich will mir einen Knopf annähen: aus Spaß. Natürlich stelle ich mich ungeschickt dabei an. Aber es macht mir gerade Spaß. Sie lächelt, nimmt mir Garn und Nadel ab und näht lächelnd den Knopf fest.

So in Allem. Alles weiß sie besser. Sie hört mir, wenn ich einen die Wirtschaft betreffenden Vorschlag mache, mit einem nachsichtigen Lächeln zu, als wenn ich ein Kind wäre. „Entschuldige: aber davon verstehst Du wirklich nichts.“

Sie ist die beste Hausfrau auf der ganzen Erde. Und Frauen ihrer Sorte sind für sie das Ideal einer Frau. Natürlich ist sie unduldsam. Sie wäre gegen Söhne und Töchter gleich tyrannisch. Zum Glück haben wir keine Kinder.

Ehebruch, Ehescheidungen, illegitime Verbindungen, gefallene Mädchen, uneheliche Kinder . . . : entseßlich. Sie würde alle diese Dinge mit dem Tode bestrafen, wenn sie Gesetze zu diktiert hätte. Sie hält sich in ihre Tugend, die niemals in Versuchung gefähret worden ist. Frauen, die uns Männern gefallen, sind ihr instinktiv unangenehm. Vielleicht ist unbewußter Neid dabei im Spiel. Jedenfalls aber glaubt sie, ehrlich zu sein. Nur reizlose Frauen sind ihre Freundinnen. Andere würden auch nicht zu ihr passen. Sie hält sich kerkzengerade, läßt sich von jungen Mädchen gern die Hand lassen und spricht ruhig und bestimmt ihre „Ansichten“ aus. Niemand imponiert ihr. Wegen keinen Menschen fühlt sie sich klein. Ueber „unmoralische“ Schriftsteller bricht sie den Stab und

in ihren Augen sind die Meisten unmoralisch. Es braucht nur etwas „Illegitimes“ in einem Buch vorzukommen: schon klappt sie es zu und legt es bei Seite.

Seht sie einmal an, wenn sie am Abend endlich ruhig auf dem Sofa sitzt und liest oder an einer Handarbeit stichelt: welcher zufriedene Ausdruck im Gesicht, welche Freude an sich selbst in allen ihren Bewegungen und Worten! Kein Mensch kann eine bessere Meinung von sich haben.

Und ich lasse sie dabei. Freilich: im Stillen mache ich meine Glossen. Früher konnte mich ihre überlegene Selbstverherrlichung zur Naserei bringen. Heute (und zwar schon lange) beobachte ich sie, freue mich, wenn sie stets genau so spricht und handelt, wie ich vorausgesehen, und mache im Stillen meine Glossen.

Sie hat eine Menge Freundinnen: verheirathete und unverheirathete. Auch ihren „Jour“ hat sie und die Freundinnen haben ebenfalls ihren „Jour“. Sie besuchen einander am Nachmittag, trinken Kaffee, nehmen nach dem Kaffee eine Handarbeit vor und besäußern sich gegenseitig. Ich höre ihnen manchmal zu, des Studiums halber. Sie interessieren mich.

Den Verheiratheten ist ein Zug gemeinsam: die Selbstzufriedenheit. Jede ist durchdrungen davon, daß sie die beste Hausfrau ist und der Gatte ohne sie verloren wäre. Aber sie machen natürlich einander den Hof. Der Kaffee und der Kuchen werden überschwänglich gelobt. Das erwartet und verlangt die Hausfrau. Dann spricht man von der Küche, von der Wäsche, von den Männern. Und mit so wichtiger Miene wird über ein Küchenrezept verhandelt, als wenn das Heil der Dienerschaft davon abhinge. Dann geht es über die armen Dienstmädchen her. Am Schrecklichsten ist es, wenn eins dieser Mädchen einen Liebhaber hat. Und saul sind sie. Wollen nicht rechtzeitig aufstehen. Und was können sie denn? Und diese Ansprüche!

Unsere Magd arbeitet von sechs Uhr morgens bis — frühestens — zehn Uhr abends. Ununterbrochen. Also täglich sechzehn Stunden. Müßig darf sie niemals bleiben. Wenn es ja einmal nichts zu thun giebt, muß sie sich hinsetzen und ihre Wäsche flicken.

Hört nicht auf Eure lieben Frauen, Kinder. Sucht Euch eine Geliebte. Man ist nur einmal jung.

Wo sie nur alle diese Weiber austreibt? Es gehört ein gewisses Talent dazu, in Wien, wo es so viele reizende und liebenswürdige Frauen giebt, gerade von der Sorte so Viele zu finden. Aber sie hat dieses Talent. Und Andere kämen wohl auch nicht zu ihr.

Die Verheiratheten führen das große Wort, wie es sich gebührt. Man begrüßt sie zuerst, man nöthigt sie aufs Sofa, man bietet ihnen zuerst Kaffee und Kuchen an. Die „Fräuleins“ stehen in zweiter Linie. Sie reden auch weniger, und wenn sie eine Ansicht über wirtschaftliche Dinge aussprechen, fügen sie sofort hinzu: „Aber Das verstehen Sie natürlich besser, Frau Regierungsräthin.“ Die echten alten Jungfern. Keine „Moderne“ unter ihnen, Keine, die einen Beruf ausübt und auf eigenen Füßen steht. Das liebt meine Frau nicht. Rein: richtige alte Jungfern, die sich heimlich schämen und grämen, daß sie sitzen geblieben, die zur Gattin eines Diurnisten „gnädige Frau“ sagen und den Verheiratheten in Allem und Jedem den Vortritt lassen. Uebrigens hätten Alle hei-

rathen können, wenn sie nur gewollt hätten. Mehr als einmal. „Doch wenn das Herz nicht mitspricht. . . Sie begreifen, meine Damen.“

Die Damen, die einen Mann haben, lächeln. Sie wissen, was es bei der Verheirathung mit dem „Herzen“ auf sich hat. Wenn nur der Freier da ist: das Herz spricht dann schon.

Aber auch die Verheiratheten erzählen mit Vorliebe, wie viele „Anträge“ sie in ihrer Jugend bekommen haben. Alle diese Damen — ledig oder verheirathet — waren sehr umworben und theilten Körbe aus.

Aber so viele Männer giebt es ja gar nicht, meine Damen!

Beschränkt sind Alle. Die Verheiratheten sind ausgeglichener und zufriedener; die Ledigen intelligenter. Sie gehen doch nicht so ganz in der Wirkthatschaft auf, haben daneben noch andere Interessen. Die Eine oder die Andere ist eine eifrige Kirchengeherin und schwärmt für ihren Beichtvater (den einzigen für sie noch erreichbaren Mann). Sie lesen auch mehr, haben mehr Sinn für alle öffentlichen Angelegenheiten, sind gebildeter. Mit der Heirath hört für gewisse Frauen Alles auf, was nicht Wirkthatschaft ist. Aber unausstehlich finde ich Alle: die Ledigen wie die Verheiratheten.

Dennoch liebe ich die alten Mädchen. Und je unausstehlicher ich sie finde, um so mehr liebe ich sie. Sie haben nicht geheirathet. Machen also keinen Mann unglücklich.

Der sogenannte gesunde Menschenverstand mit seiner Beschränktheit und seinem Nicht über-die eigene-Nase hinaussehen können (da habe ich, wie mir scheint, ein neues Wort konstruirt), besagter Menschenverstand hält mir folgende Rede:

„Herr Regierungsrath!

Sie urtheilen sehr subjektiv. Weil Sie es mit der Ehe nicht getroffen haben, wollen Sie uns einreden, alle Ehen seien unglücklich. Es giebt jedoch sehr viele gute Ehen. Und viele gute Ehefrauen. Wenn Sie das Gegentheil behaupten, sind Sie eben so unklug, wie wenn Sie behaupteten, alle Zähne sollten ausgerissen werden, nur weil Sie gerade Zahnweh haben. Ihre schlechtesten Zähne und Ihre schlechte Ehe haben mit den Zähnen und den Ehen anderer Leute nichts zu schaffen. Versuchen Sie doch, ein Bißchen objektiv zu sein!

Auch Ihrer Frau Gemahlin gegenüber. Sie schätzen deren gute Eigenschaften nicht. Wenn sie jünger und hübscher wäre, würden Sie vermuthlich gerechter sein. Was hätten Sie von einer jungen und hübschen Frau, wenn sie verschwenderisch wäre und nichts von der Wirkthatschaft verstünde und sich pugte und mit den Herren kokettirte? Junge und hübsche Frauen sind gefährlich. Bei einer Frau wie der Ihren kann man ruhig schlafen: Die macht Einem Keiner streitig. Sie haben Ihr wohlbestelltes Haus, Ihre gute Hausfrau, Ihr sicheres Einkommen. Geben Sie sich zufrieden und hören Sie endlich auf, die Ehe und die armen Frauen zu verlästern. Das wird wirklich schon unanständig.“

Meine Antwort:

Berichter gesunder Menschenverstand!

Wenn ich immerwährend Zahnweh hätte, würde mich die Vorstellung, daß andere Menschen gesunde Zähne haben, blutwenig trösten; ja, ich würde am Ende vielleicht dahin gebracht werden, zu wünschen, es möchte lieber keine Zähne

geben. Von fremdem Glück wird man nicht satt; und subjektiv urtheilen wir Alle. Es thut eben sehr weh, Stiche in die eigene Haut zu empfangen. Daß Andere davon nichts spüren, bedenkt man nicht.

Was ich von einer jungen und hübschen Frau hätte? Geben Sie mir erst eine: dann werden Sie erfahren.

Und endlich: ich löstere die Frauen nicht. Nur die eine Sorte. Die andere liebe ich. Begreifen Sie mein Glend? Aber Sie begreifen ja nichts. Darum gestatten Sie, daß ich abbreche und Sie meiner ganz besonderen Hochachtung versichere. Und lassen Sie mich gefälligst in Frieden.

Romisch ist, daß unsere legitimen Weiponsen als ganz selbstverständlich annehmen, wir hätten ihnen „treu“ zu sein. Meine Frau würde Peter und Morbio geschrien und sich geberdet haben, als wenn ihr ein zum Himmel schreiendes Unrecht widerfahren wäre, wenn sie mich auf einem Treubruch ertappt hätte. Diese Damen wollen nicht nur die Ersten, sondern auch die Einzigen in unserem Herzen sein und bleiben. Fünfundzwanzig, dreißig, vierzig Jahre lang. Es ist so lächerlich, Das zu verlangen, und noch lächerlicher, zu erwarten, daß es thatsächlich geschieht. Erstens widerstrebt solche Treue der Natur des Mannes überhaupt und zweitens outre wenigstens nur eine außerordentlich reizende Frau eine so thöricht anmaßende Forderung stellen.

Meine Frau ist nun gar nicht reizend. Sie ist so alt wie ich und mit einer Menge kleiner Frauenleiden behaftet, die sie fast schon in die Reihen der Matronen verweisen. Ich bin vollkommen gesund.

Und dennoch.

Ein Ungeheuer wäre ich, wenn ich die eheliche Treue verletzete. Alle Insulten würde sie mir ins Gesicht schleudern. Ja, die Legitimität. Die stellt sonderbare Anforderungen und glaubt sich zu Allem berechtigt. . . Pflichten! Die allzu laut von der Heiligkeit der Pflichten reden, sind gewöhnlich Solche, die aus der Erfüllung der Pflichten nur Nutzen ziehen.

Meine Frau ist ein Pflichtmensch. Sie hätte ja nur Schaden, wenn eine eheliche Pflicht angetastet würde. Da ist es freilich leicht, Pflichtmensch zu sein.

Aber beruhigen Sie sich, Frau Mäthin: ich war Ihnen immer treu. Nicht aus Pflichtgefühl. Nicht aus Angst vor Ihrem Geschrei. Einzig und allein der Anderen zu Liebe.

Welcher Anderen denn? fragen Sie erstaunt.

Run, der Anderen eben, . . . Der, die ich vielleicht gefunden und geliebt hätte.

Ich habe nicht einmal gesucht. Mehr noch: ich bin, wenn ich Gefahr mitterte, eilig umgekehrt. Ich hatte Angst. Nicht für mich. Nur für die Andere.

Sehen Sie, ehrbare Gattin: nach Dirnen gelüstet es mich nicht. Ich hätte nur aus Liebe fehlen können.

Sie, die Legitime, tragen meinen Namen, bewohnen mein Haus, zeigen sich an meinem Arm der Welt als meine Gemahlin. Sie haben das Recht, die Andere zu beschimpfen. Kirche und Gesetz stehen auf Ihrer Seite. Die Andere könnte nicht einmal ich schämen. Verbergen müßte ich sie und verbergen meine Liebe zu ihr; müßte mich heimlich zu ihr schleichen; könnte sie nicht mit meinem Namen decken, wenn Jemand verächtlich von ihr spräche. Wenn sie mir ein Kind

schenkte, dürfte ich mein Kind nicht anerkennen ohne Ihre Einwilligung. Und Sie würden nie Ihre Einwilligung dazu geben, nie. So wenig, wie Sie in die Scheidung einwilligen würden. Als geschiedene Frau wären Sie eine Frau Niemand, vor der kein Mensch mehr seinen Bäckling machen würde, und Das wäre zu schmerzlich für Sie.

Sie würden die jüngere und schönere Nebenbuhlerin hassen — mit dem unverföhnlichen Haß der reizlosen und unbegehrten Frau. Was Sie an Kränkungen erfinden könnten, würden Sie über die Andere ausgießen. Ich kenne Sie. Aber ich kenne auch mich. Es wäre möglich, daß ich Sie im legitimen Ehebett erdroffelte, damit Sie für immer verstummen und der Anderen nie mehr wehthun könnten.

Und Das wäre ein häßlicher Skandal. Und am Meisten würde die Andere darunter leiden. Auch widerstrebt meiner Natur das Unsaubere eines Skandalos. Ich bin doch zu sehr Regierungsrath und ein reinlicher Mensch. Und darum bleibe ich Ihnen treu, Frau Rätthin.

Der Anderen zu Liebe und, weil ich ein reinlicher Mensch bin.

Ich stelle sie mir nicht schön vor. Schön braucht sie nicht zu sein. Nur anmuthig. Und weiblich, recht, recht weiblich. Nichts Hartes und Eckiges, wenn man sie umfaßt. Weiche Glieder; weiblich. Und eine süße Stimme muß sie haben. Sie hat alle Fehler und Schwächen des Weibes. Unlogisch ist sie und launenhaft und zärtlich. Sehr liebebedürftig. Will verwöhnt werden. So möchte ich sie haben.

Sie ist nicht dumm. Sie ist sogar klug. Und darum macht sie mir die Freude und schwagt Unsinn. Sie hat den richtigen Instinkt und weiß, was dem Manne gefällt. Sie kommt zu ihm: „Hilf mir. Ich verstehe Das nicht. Zeig mir, wie es gemacht werden muß.“ Vielleicht thut sie nur so . . . Aber sie weiß: den Mann freut es, wenn er die Frau belehren darf. Und darum läßt sie sich belehren. Und dann lacht sie ihn wieder aus . . . Immer zur rechten Zeit.

Hätscheln muß ich sie und verziehen. Davon kann sie nie genug haben. Sie hat ihre Vauney. Aber sie bittet auch: „Sei wieder gut!“ Und sie kann auch ernsthaft sein, wenn es noththut. Klug, ernst, tapfer, eine wahre Freundin. Im Unglück zeigt sie, was sie vermag. So stelle ich sie mir vor.

O! Eine, die nicht immer Recht hat, Eine, die nicht immer klug sein will, Eine, die ein Weib ist bis in die rosigten Fingerspitzen und die eine süße Stimme hat; und die mit ihrer süßen Stimme zu mir sagt: „Ich habe Dich lieb!“ ohne sofort hinzuzufügen: „Aber nun mußt Du mich auch heirathen.“

Wenn ich Dich gefunden hätte, statt der Anderen: wer weiß, was aus mir geworden wäre. Vielleicht nichts Besonderes. Vielleicht nicht einmal ein Regierungsrath. Aber gewiß ein glücklicherer Mensch. Ein guter Mensch.

Dann würde ich wohl auch die Ehe segnen.

Meine Regierungsrätthin ist doch ein armseliges Geschöpf.

Ein echtes Weib würde an ihrer Stelle elend sein. Sie kann nicht leben ohne Liebe. Sie verdürstet und verschmachtet. Meine Frau kanns. Sie ist kein Weib. Geschlechtslos ist sie ihrem Wesen nach. Vielleicht würde auch sie gern gehätschelt werden. Aber sie vermehrt es wenigstens nicht.

Im Grund leben wir gleich Fremden neben einander. Sie hat ihre Wirthschaft, ich mein Bureau. Davon sprechen wir. Uebrigens sind wir Beide wortfarg. Wir haben uns nichts zu sagen. Ich behandle sie höflich und voll Rücksicht. Auch an äußerlichen Aufmerksamkeiten lasse ich es nicht fehlen. An ihrem Geburt- und Namenstage, zu Weihnachten und zu Neujahr und an unserem Hochzeittag mache ich ihr Geschenke. Und diese rein konventionellen Dinge genügen ihr. Sie merkt nicht, daß bei Allem die Liebe fehlt.

Am Abend schweigen wir und lesen. Oder sie schreibt in ihr Wirthschaftsbuch. Wir küssen einander nur bei offiziellen Gelegenheiten. Ohne Kuß und Händedruck schlafen wir neben einander ein.

Es interessiert mich nicht, was sie denkt und treibt und spricht. Ich kenne sie ja. Und sie ahnt nichts von dem Untiefen in meiner Brust.

Sie sorgt für meinen Tisch und ist überzeugt, daß sie mir unentbehrlich ist. Da sie selbst kalt ist und keine Liebe geben kann, empfindet sie nicht die Kälte um sich her. Sie leidet wenigstens nicht darunter. Nur einen instinktiven Haß hegt sie gegen alle reizenden, verzärtelten, geliebten Frauen. Vielleicht dämmert ihr doch manchmal eine dunkle Ahnung auf, daß die besser daran sind als sie. Vielleicht wäre sie weniger vertrocknet, weniger hart und weniger reizlos, wenn Liebe sie umgeben hätte. Aber sie war immer hart und geschicklos. Nur die Zauberkrast der Jugend konnte sie mir — für eine Weile — als reizvolles Weib erscheinen lassen. Mit der Jugend schwand die Täuschung.

Züher war sie eifersüchtig und hängte sich an mich. Jetzt löst sie mich oft allein. Sie fühlt sich sicher. Ich interessire sie wohl auch nicht mehr. Ich bin ihr abgeschmackt.

Furchtbar öde, solches Leben zu Zweien.

Aber sie fühlt es nicht. Sie hat ihr Haus und ihren Mann und ist die Frau Regierungsräthin. Und sie ist so sehr mit sich zufrieden!

Sie würde aus allen Wolken fallen, wenn ich ihr sagte, daß ich sie verabscheue. Wahrscheinlich würde sie glauben, ich hätte den Verstand verloren. Vielleicht sage ichs ihr einmal. Es drängt sich mir oft förmlich auf die Lippen. Nur, um ihr selbstzufriedenes Lächeln zu vertreiben, möchte ichs ihr sagen. Dann würden Sie doch endlich zu lächeln aufhören, Frau Räthin?

Manchmal kommt mir auch die Lust, sie zu erwürgen. Wer weiß! Vielleicht thue ichs noch. Es ist eine Bestie in mir. Und diese Bestie ist von meiner freudlosen Ehe erzeugt worden.

O! so freudlos. Gar nicht zu sagen, wie freudlos.

Aber nein. Ich werde es ihr niemals sagen. Der Regierungsrath ist doch zu mächtig in mir. Und dann: ja, auch ein gewisses Mitleid hält mich ab. Ein Mitleid mit ihr, die an dem Titel ihres Mannes hängt und an ihrem Hause und an ihrer sie befriedigenden Ehe. Wozu sie aufstören? Ich habe nicht den Muth der Rücksichtslosigkeit. Menschen meines Schlages sind nur in Gedanken kühn: ihr ganzer Muth verdampft in Gedankenthaten. Zu einer wirklichen That raffen sie sich nicht auf. Und wer fünfzehn Jahre lang eine Kette getragen hat, trägt sie bis ans Ende seines Lebens. Man zieht und zerrt an ihr: doch man zerreißt sie nicht mehr.



Kapital und Börse.

Es gelingt nichts mehr: Das war der Ausruf der Entmutigung, als auf das Risiko Loewe-Schudert auch noch das Risiko Harpen-Centrum folgte. Unerwartet war nicht sowohl, daß äußere Widerstände siegreich geblieben waren, als daß auch die Börse, und zwar in beiden Fällen, völlig versagte. So gern man die Agiomusik spielen lassen möchte: man mußte darauf verzichten, als Schudert- und Loewe-Aktien, statt zu steigen, zu fallen begannen, wie auch jetzt Harpener nur steigen, wenn sie einer der Faiseure zur Generalversammlung zu kaufen sucht. Der Zeitpunkt für diese Fusionen war eben verfehlt; und da unsere Hochfinanz ihren Irrthum einsehen muß, so dürfte vorläufig ihrer Unternehmungslust ein gewisser Dämpfer aufgesetzt sein. Ist man einmal vor allem Volke bei zwei lockenden Beutegelegenheiten falsch gesprungen, so riskirt man den Sprung zum dritten und vierten Male so bald nicht wieder. Es kommt auch noch eine Furcht hinzu, die bisher nur aus dem Allerheiligsten der Banken noch nicht in weitere Kreise gedrungen war: die Furcht vor Verschärfungen des Aktiengesetzes. Zu solchen Experimenten lockt immer ein äußerer Anlaß; und diesen Anlaß bietet die Hochfinanz ihren Feinden nicht gern. Das geht so weit, daß z. B. das viel besprochene Geschäftsgebahren gewisser sehr hoch notirten Industriegeellschaften selbst von untheilhabigen Bankleuten nicht ohne die lebhafteste Sorge beobachtet wird, die schnelle Verallgemeinerung des Spezialfalles könnte zu neuen Gesetzesparagrafen führen.

In der Centrumssaffaire scheint nur die Richtung des Winklerzuges verändert zu sein. Da man die meisten Rufe in Händen hat, kann man den Rufe besitzern, d. h. sich selbst, die günstigste Offerte stellen, um die Gewerkschaft zur Aktiengesellschaft zu machen. Dabei hätte man es auch nicht mehr mit der immerhin starken Minorität harpener Aktionäre zu thun. Weßhalb der Führer dieser Opposition so kriegerische Accente anschlug, ist bisher nicht klar; hatte er doch der Handelsgesellschaft einige Aufsichtsratsstellen zu verdanken. Der anscheinend zu Grunde liegende Antagonismus zwischen unserer unternehmendsten Großbank und unserer rührigsten Mittelbank dürfte noch weitere interessante Erscheinungen zeitigen. Ebenfalls befindet sich die berliner Hochfinanz, sobald sie mit den Sympathien der Börse zu rechnen hat, heutzutage auf unsicherem Boden. Das haben die Erfahrungen, die in der vorbereitenden Versammlung zu den Ältesten-Wahlen gemacht wurden, kürzlich bestätigt. Ein zufällig anwesender Fremder würde seinen Augen und Ohren nicht getraut haben, wenn er da erlebt hätte, wie man in der Reichshauptstadt an Geld und Einfluß reiche Geschäftsleute einem rücksichtslosen Arealverkehr unterwarf.

Die Aussichten des Elektrizitätsgeschäftes werden zwar in gewissen Kreisen pessimistisch beurtheilt; doch wird diese Meinung nach meinen Wahrnehmungen keineswegs von allen maßgebenden Faktoren getheilt. Besonders die Interessentengruppen, die mit der Union und Loewe zusammenhängen, scheinen die günstige Konjunktur noch auf fünf Jahre zu berechnen, also mindestens auf drei Jahre mehr, als die Pessimisten zugeben. Doch lassen die Argumente für die günstigere Auffassung die wünschenswerthe Uebereinstimmung zwischen Finanzleuten und Technikern vermissen. Die Geldmenschchen behandeln die Straßenbauunternehmungen noch immer als unbegrenzt ergiebig und übersehen das Verhältniß, in das die betreffenden Aktien-

gesellschaften zum Publikum treten. Auch gelten ihnen die exotischen Länder als sicheres Reservoir unserer Thätigkeit, während gerade die Fachleute der Kontrolle auf so weite Entfernungen hin arg misstrauen. Sehen wir doch z. B. jetzt, wie deutsche Geschäftsleute auf die Kleinbahnen-Konzeption in der Provinz Buenos Ayres „verzichten“, vielleicht sogar unter Aufgabe einer Kaution, — angeblich wegen Schwierigkeiten der Terrain-Enteignung und beengender Tarifvorschriften. Vom Geldstande hängt natürlich Vieles dabei ab; denn wie sollten sich die alten Uebernahmefonsofortien wieder zusammenfinden, wenn anhaltende Kursrückgänge die goldene Emissionsernte gefährdeten? Immerhin halten auch Erfahrene es nicht für sicher, daß eine chronische Vertheuerung des Geldes das Kursniveau der einmal gekauften und dann festgehaltenen Industriepapiere beeinflussen müsse.

Selbst in der Frage der Bankkapitalien läßt sich bei den großen Instituten keine einheitliche Meinung feststellen. Thatsächlich hält man in den Direktionen mancher Unternehmungen, auch wenn sie selbst dem allgemeinen Zuge schließlich folgen mußten, die Bankkapitalien für übermäßig groß. Nicht immer gelingt eine Verstärkung der Baarmittel in der Form wie bei der Vereinigung der Darmstädter Bank mit Robert Warshauer, deren Geschäfte wider Erwarten vollständig getrennt geblieben sind. Das Kommissionsgeschäft soll nicht recht für die Großbanken passen, auch nachdem das Börsengesetz den kleinen Bankier ruiniert und den Provinzbankier vielfach überflüssig gemacht hat. Deshalb sei auch begründete Aussicht vorhanden, daß das Publikum allmählich wieder seine persönlichen Rathgeber der Paroleausgabe in den Wechselstuben vorziehe. Von Sonderfällen abgesehen, halte ich Das für unzutreffend, weil es im Verkehr dauernd keinen Rückschritt geben kann. Die Art der Anlagen ist aber entschieden besser geworden, seit man zu allgemeinen Weisungen durchgedrungen ist, die von den an der Oberfläche oszillirenden äußeren Umständen absehen und nur die dauernden Unterströmungen berücksichtigen. Auch sind die Klagen weiter der Großbanken wohl erfahren genug, zwischen der Kundenschaft, die Staatsfonds zur Anlage, und der anderen, die Spekulationpapiere begehrt, zu unterscheiden. Derselbe Rathschlage werden durch die Schärfe der neuesten Gerichtserkenntnisse, die in dieses Gebiet schlagen, schon verhindert werden. Noch kürzlich erzählte mir ein alter Bankier, daß er seiner Familie für alle Fälle empfohlen habe, sich bei irgend welchen Anlagen nur an den Rath von renommirten Banken zu halten, nicht an Privatfirmen. Ein anderes Bedenken gegen das Massenkapital, das unsere ersten Institute seit einigen Jahren angehäuft haben, wird gelegentlich nicht ohne Grund geäußert. Man sei noch ungeübt im Gebrauch großer Summen; präziser ausgedrückt: die Banken lenkten nicht ihr Kapital, sondern sie ließen sich von ihm, wie von einer Naturgewalt, lenken.

Eine bedeutende Konkurrenz ist für die Banken nicht zu fürchten, auch wenn Bobbelskis Projekt glücken sollte, die Postamtsbezirke des Deutschen Reiches mit einem Check-System zu überziehen. Denn Anweisungen in so kleinem Format, wie sie jetzt der deutschen Geschäftswelt zur Verfügung gestellt worden, kennen die Banken und selbst die Genossenschaftskassen nicht; und was die Höchstsomme von 10000 Mk. betrifft, so wird man lieber von seiner Bank 3 1/2 Prozent Vergütung nehmen als die ca. 1 1/2 Prozent von der Reichspost. Sicher werden durch die geplante Neuerung zahlreiche kleine und mittlere Kassenbestände frei werden und gegen die wachsende Geldknappheit wirken. Natürlich wird entscheidend sein, ob

die Postchecks zu einer lebhaften Circulation gelangen werden; hierüber ist im Voraus bei fehlender Erfahrung nichts Sicheres zu sagen.

Weit über den Tag hinaus wird ein anderes Ereigniß wirken: die Botschaft Mac Kinleys. Merkwürdiger Weise vereinigt sie die rücksichtsloseste Abgabe an die Silberpartei mit der Ankündigung einer Expansionspolitik in Ostasien, das Silber genug abnehmen kann. Für den europäischen Credit der Union, der ja vielfach die Geltung der Eisenbahnwerthe bestimmt, ist diese unverhällte Proklamirung des Goldes von entscheidender Wichtigkeit. Befürwortet wird auch die Subvention von Dampferlinien nach China und Japan, die hier vor einigen Monaten schon als unausbleiblich hingestellt wurde. Der Eisenbahnsekretär ist im Einverständnis mit seinem Kollegen vom Schapan, der die Pacificküsten bereist hat und nun vorschlägt, der Staat solle die Linie von Kansas City nach Santiago bauen, um eine brauchbare Verbindung bis zum Stillen Ocean zu schaffen. Die amtliche Berechnung verspricht Tilgung von Kapital und Zinsen in den ersten zehn Jahren. Zwar müßte, um die Vorlage zu ermöglichen, vorher die Verfassung geändert werden; doch seit die Amerikaner ihre ganze politische Tradition preisgegeben haben, um auf Eroberungen auszugehen, kommt es auf solche Kleinigkeiten ja gar nicht mehr an. Nicht weniger als 129 Millionen Dollars betrug der Jahresüberschuh des amerikanischen Exportes über den Import. Deutschland hat die ihm gelieferte Brotsfrucht zunächst nicht einmal mit Eisenbahnbonds zu bezahlen gehabt. Die gewohnten Vermittlerdienste New-Yorks wurden nicht in Anspruch genommen: der Westen — Chicago und San Francisco — schloß direkt die großen Weizenlieferungen ab, ohne sofort Geld zu verlangen. Jetzt erst ist ein Theil der Guthaben eingefordert worden, aber noch immer dürften etwa 50 Millionen Dollars ausstehen. Die new-yorker Bankiers gaben Geld nicht unter 5 bis 5½ Prozent und haben in ihren Portefeuilles auf der Unterlage der Waaren-Conossements riesige Posten von Drei- und Sechsmontatsratten auf London. Tiefe Wechsel wurden, als sie fällig waren, vielfach prolongirt, d. h. durch neue lange Ratten ersetzt. Hoffentlich gefällt es den Amerikanern, uns ihre Guthaben noch recht lange zu lassen, sonst würde eine empfindliche Störung nicht ausbleiben.

Von Eisenbahnbonds und Aktien soll Europa allein im letzten Jahre für 250 Millionen Dollars an das Heimathland zurückgeliefert haben, und zwar ohne unsere Initiative. Wohin wäre aber die Reichsbank gelangt, wenn wir unseren Waarenausgleich in Gold hätten vornehmen müssen? An den Bonds, die wir nach drüben verkauft haben, wie vierprozentige Nebraska, Illinois u. s. w., wurden doch mindestens 4 und 5 Prozent verdient. Der Käufer von amerikanischen Bonds kauft etwa 1 Prozent dadurch ein, daß der Dollar, der nur 4,20 Mk. werth ist, zu 4,25 Mk. berechnet wird. Kauft man sich dagegen vierprozentige ungarische Rente — sie ist bekanntlich in Pfund ausgestellt — zu etwa 100,70, so ist der Kurs eigentlich um zwei Prozent niedriger, denn das Pfund Sterling wird nur zu 20 Mk. umgerechnet, während der wirkliche Werth 20,40 Mk. ist.

Uebrigens nimmt unser Publikum, besonders in Süddeutschland, auch wieder neue Bonds auf, wie z. B. die jüngst emittirten fünfprozentigen Southern Pacific, von deren zehn Millionen Dollars wohl die meisten nach Deutschland gewandert sind. Das ist dabei eigentlich gar kein erster Bond, aber man läßt ihm den Credit der Emissionfirma zu Gute kommen, die den Vergleich der Vertrauens-

würdigkeit mit jedem unserer Emissionhäuser, Rothschild nicht ausgenommen, aushält. Was das Kaufen von Aktien und Vorzugsaktien betrifft, so stehen diese bei etwa 4 Prozent Dividende, falls sie sonst von entsprechendem Rang sind, ca. 75, während vierprozentige Prioritäten (d. h. Bonds) ca. 105 stehen. Da auch die gewöhnlichen Aktien vielfach Aussicht auf Dividende bieten, so sehen sich die Käufer von Vorzugsaktien eigentlich mehr als Besitzer der Bahn an, die über Stimmrechte verfügen und dann allerdings auch für Schulden haften, wenn sie in der Auswahl ihrer Gesellschaft nicht vorsichtig genug waren. Aus diesem Grunde fängt man drüben an, auch Shares höher zu bewerten. Unsere Beziehungen zu den Vereinigten Staaten verlangen die ernsteste Beachtung, auch wenn man, wie ich von Sachverständigen höre, eine amerikanische Konkurrenz auf unserem eigenen Eisenmarkt noch auf Jahre hinaus nicht fürchten zu müssen glaubt.

Pluto.



Notizbuch.

Europa hat Weihnachtstrübe. Harmlose Gemüther harren wohl in einiger Spannung des Tages, wo es sich entscheiden muß, ob Herr Desider Bonffy von einem anderen liberalen Ehrenmann abgelöst werden, Graf Thun noch länger als Opponent der czechischen Wünsche mit dem Monocle seines Amtes walten und der würdigenhaft edle Herr Picquart froh das Licht der Freiheit begrüßen soll. Diese kümmerlichen Sensationen sind genügsamen Leuten zu gönnen. Sonst ist Alles ruhig. In Deutschland wird unentwegt über Lippe und Lucanus gewispert, ein leises Glöckchen über die Kosten der rastlos gepriesenen Orientsfahrt des Kaisers gewagt und allenfalls noch dem Staunen darüber Ausdruck gegeben, daß gerade der katholische Graf Ballestrem, der einst Otto Bismarck ein „Pfui!“ ins Gesicht rief, Präsident des Deutschen Reichstages geworden ist. Nichts Neues also, ganz und gar nichts Aufregendes. Wir haben den guten Onkel Chlodwig und können sorgenlos an die Weihnachtsgeschenke denken. . . Inzwischen haben die Vereinigten Staaten in der Stille mit Spanien Frieden geschlossen; sie sind damit auf einen der ersten Weltmachtplätze vorgerückt und es wird sich bald zeigen, daß unter allen politischen Ereignissen des scheidenden Jahres das Ergebnis des Kuba-Krieges, auf das der Friedensschluß nun das Siegel gedrückt hat, die weitaus größte Beachtung verdient. Die Prüfung der neuen Lage hat Zeit, bis in Washington die Friedensbedingungen endgiltig anerkannt worden sind. Die deutschen Spanierfreunde aber sollten nun endlich abrüsten und von verständigeren Leuten lernen, daß jeder Fuß Erde, den Spanien an Amerika verliert, der modernen Kultur und dem Menschheitsbesitz gewonnen ist.

Ein paar lehrwerthe Bücher, alte und neue, sollen, wie früher, auch diesmal den Freunden der „Zukunft“ zu Weihnachten empfohlen werden. Zuerst natürlich Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“, dann, aus den mitunter etwas hastig gefüllten Schapflammern der Bismarck-Literatur, Horst Rohls „Bismarck-Jahrbuch“, Prenzlers „Fürst Bismarck nach seiner Entlassung“, Poschingers „Neue

Tischgespräche“ und — für vorsichtige, zum Mißtrauen gestimmte Leser — Puff & Soerret pages of his history. Lothar Buchers „Parlamentarismus“ und „Kleine Schriften“. „Aus dem Nachlaß von Karl Matthys“, herausgegeben von Ludwig Matthys. Die „Tagebücher“ von Friedrich Hebbel und Theodor von Bernhardy. Treitschkes und Vamprechts „Deutsche Geschichte“. Die im Oktober erschienene „Griechische Kulturgeschichte“ von Jakob Burckhardt Mommsens „Römische Geschichte“. Die „Essays“, die Goethebücher und Michelangelo von Herman Grimm. Carlyles „Helden und Heldenverehrung“. Taines Origines und alle Essays. Renans „Geschichte Israels“, „Marc Aurel“, „Der Antikrist“, „Paulus.“ Die Gesamtausgabe von Nießschs Werken. Schopenhauers „Parerga“ und „Neue Paralipomena“. Gobineaus „Ungleichheit der Menschenrassen“. Kapenhofers ausgezeichnetes Buch „Die soziologische Erkenntniß“. Schaeffles „Kern- und Streitfragen“. Jherings „Scherz und Ernst in der Jurisprudenz“. „Die Nieder der Mönche und Nonnen Gotamo Buddhas“ von Karl Eugen Neumann (die natürlich aus dem fünften, nicht, wie ein Druckfehler hier dem Herausgeber sagen ließ, aus dem elften Jahrhundert stammen). „Mißbrauchte Frauenkraft“ von Ellen Key. Fontanes Gedichte, „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, „Effi Briefe“, „Irrungen, Wirrungen“, „Der Stechlin“. L'ormo du Mall und Le mannequin d'Osier von Anatole France. Guyssmans La-bas, En route und La cathédrale. Vermatres Contemporains. Die „Notizen über Mexiko“ vom Grafen Rehler. Rostands Cyrano de Bergerac, der in der netten Uebersetzung des Herrn Guldbach kaum wiederzuerkennen ist. Von Stefan George, dem gepriesenen Gruppenhauptling: „Das Jahr der Seele“ und „Hymnen, Pilgersfahrten, Algalal“; aus dem selben Esoterikerkreise: „Blätter für die Kunst; eine Auslese aus den Jahren 1892 bis 1898“. Das billige „Wörterbuch der Volkswirtschaft“, herausgegeben vom Professor Ludwig Ulster. „Membrandt. Bierzig Photographuren nach den schönsten Gemälden der amsterdamer Ausstellung vom Jahre 1898. Mit Text von E. Posthede de Groot“. Das bei Bruckmann in München erschienene Borklin-Werk und die Lenbach-Mappen. Trojans „Hundert Kinderlieder“. „Thiergeschichten“ von Emil Marriot. „Robert Schumanns Jugendbriefe“, mitgetheilt von Klara Schumann. „Briefwechsel zwischen Viszt und Bülow“, herausgegeben von La Mara. „Briefe und Schriften“ von Hans von Bülow. „Joseph Haydn“ von Leopold Schmidt. Njdrnsens „König“, „Ueber unsere Kraft“, „Neue Erzählungen“, „Paul Vange und Lora Parsberg“. Dreyfes „Novellen in Versen“ und „Der Sohn seines Vaters und andere Novellen“. Jeremias Gotthelfs Erzählungen. Karl Hendells Gedichte und Suses „Verse“. „Merkettel“ von Oskar Blumenthal. La vie d'un théâtre von Paul Ginksty. Spemanns „Deutsches Reichsbuch“, politisch-wirtschaftlicher Almanach vom Dr. Arthur Berthold. Das „Citatenlexikon“ von Daniel Sanders. Die neue Ibsen- und die neue Jakobsen-Ausgabe. Verlaines Gedichte. Forels „Geist und Seele“. Paulsens „Ethik“. Lichtwarfs „Arbeitsfeld des Dilettantismus“. Verceftres Lettres Inédites de Napoléon I. Anderfens und Grimms illustrierte Märchen. Heines „Bilder aus dem Familienleben“. Von Treitschkes „Politik“ soll der zweite Band noch vor Weihnachten bei Hirzel erscheinen. Ernste und heitere Bücher der verschiedensten Arten sind für Erwachsene und für Kinder schon in früheren Jahrgängen der „Zukunft“ empfohlen worden.

„Man hat eingesehen, daß mit den Mitteln der Administration, durch konsequente Befetzung aller einflussreichen Stellen, durch geduldiges Abwarten des Zeitpunktes, bis die alte liberale Generation abgestorben sein würde, durch Absehung der Widerstrebenden, Nichtanstellung der Selbständigen, Einschüchterung der Halben, Erwerbung der Charakterlosen, daß durch polizeiliche Unterdrückung der Opposition-Organe, durch Entmannung derjenigen Zeitschriften, denen man auf andere Weise nicht zu nahe treten konnte, — daß mit solchen Umwegen das eigentliche und letzte Ziel der Regierungswisheit sicher und mühelos erreicht werden kann. Und insoweit unter diesen Umständen der Schein noch einiger Beachtung, die öffentliche Meinung einiger Schonung werth schien, so glaubte man, dieser Rücksicht zu genügen durch die Subventionirung einiger schon bestehenden Blätter, die sofort durch dreiste assertorische Behauptung längst überwundener Vorstellungen die urtheillose Masse zu bearbeiten hatten, sowie durch die Verbeischwörung einiger Lebendig-Toten, welche, die Schatten ihrer selbst, im Schattenpiel des berliner Lebens figuriren sollten. Man erschrickt, wenn man erwägt, daß bei solcher gewaltthamen und widerstandlosen Centralisation die ganze Wissenschaft eines Volkes, was wenigstens ihre öffentliche und offizielle Vertretung betrifft, von individuellen Zufälligkeiten abhängig sein soll. Man erschrickt, wenn man erwägt, daß es für Nationen keine andere Dogmatik und keine andere Philosophie mehr geben dürfe als eine Reichsdogmatik und eine Staatsphilosophie. Bei diesem Stande der Dinge hat die Journalistik unserer Tage eine eben so schwere wie unantbare Aufgabe. Die öffentlichen Fragen, welche die Gegenwart beschäftigen, sind zudem nicht mehr neu: sie sind im Verlaufe der letzten Jahre aus Veranlassung so mancher Thatfache, in welcher das jezige System sich offener zu enthüllen begann, von den mannichfachen Gesichtspunkten aus erörtert, zum Theil erschöpft worden; bereits ist der Streit der Meinungen in vielen Punkten vom theoretischen ins praktische Gebiet übergegangen, die literarische Polemik ist zum faktischen Widerstande geworden... Doch sollen uns diese Erscheinungen der Zeit, so niederschlagend sie auch bisweilen wirken, Freische und Freudigkeit, Hoffnung auf Webeihen und frohen Muth für die Zukunft nicht rauben. Wir werden alle Anknüpfungspunkte, die das Bestehende darbietet, festhalten, werden jene Behutjamkeit, mit welcher öffentliche Angelegenheiten und staatliche Zustände reformirt sein wollen, nie außer Acht lassen, die Möglichkeit einer praktischen Verwirklichung nie aus den Augen verlieren; aber wir werden auch zugleich an die ewigen Grundsätze der Gerechtigkeit zu mahnen nicht aufhören, das Recht der freien wissenschaftlichen Forschung, die seit den semlerischen und kantischen Zeiten kaum je unter härterem Drucke gestanden hat als im gegenwärtigen Augenblicke, stets mit allen Mitteln des Wortes in Schutz nehmen und, so viel an uns ist, dazu helfen, daß nicht noch mehr Land verloren gehe. Das Schauspiel, das jetzt hin und wieder aufgeführt wird, ist die Usurpation der Vergangenheit über die Gegenwart; der Gegenwart wenigstens für die Zukunft ihren Sieg zu sichern, wird unsere Aufgabe sein.“ Diese Sätze sind nicht, wie Mancher wohl glauben möchte, gestern oder vorgestern geschrieben worden; man findet sie im Jahrgang 1844 der vom Privatdozenten Dr. Schwegler herausgegebenen „Jahrbücher der Gegenwart“. Aber es ist vielleicht nicht ganz nutzlos, sie auch heute, am Ausgang des Jubeljahres einer deutschen Revolution, noch recht aufmerksam zu lesen.